

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 21.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(20. Fortsetzung.)

Der Fuchs Häbler befand sich in der Tat auf dem Fechtboden. Die reformirte Burschenschaft Suevia war zwar im Prinzip die unter der Bezeichnung der Schlägermenseuren wohlbekanntesten studentischen Duellspielereien abhold, aber wenn sie nicht dem Hohn und der Verachtung seitens der landsmannschaftlichen und Corps-Verbindungen auf der Universität beständig in peinlichster Weise ausgesetzt und voraussichtlich nach nicht grade rühmlichen Kämpfen am Ende erliegen wollte, mußte sie sich so gut wie fast alle die andern Couleurtragenden akademischen Vereinigungen ihrer Haut mit dem blanken Schläger oder in ernstlichen Konflikten mit dem gefährlicheren krummen Säbel in der Faust wehren.

Von den Fuchsen der Suevia legte Ernst Häbler das meiste Talent zum kunstgerechten Gebrauch der schneidigen Waffen an den Tag. Er war ziemlich kräftig und ungewöhnlich gewant und hatte außerdem das Glück, in seinem Leibburschen Guido von Frank den geschicktesten und gefährlichsten Schläger der ganzen Universität zum Vorbilde und Eimpauker zu besitzen.

Als dieser sein Leibbursche ihn heute auf dem Fechtboden aufsuchte, hatte er grade mit zwei der übrigen Fuchse hinter einander Kontrageschlagen und beide gründlich verhauen. Er befand sich daher in ungemein guter und ziemlich erregter Stimmung, als Frank plötzlich hinter ihm stand und, ihm die Hand auf die Schulter legend, one sich um die andern zu kümmern, ihn mit den Worten anredete:

„Leibfuchs, ich habe mit dir zu reden, wirf das Zeug da von dir.“ — er wies auf die gewaltige dratgeflochtene Fechthaube, welche die zu ihrer Uebung „paukenden“ Studenten zum Schutze des Kopfes zu tragen pflegten und auf den dicken lederübergezognen bis an das Schultergelenk reichenden Polsterhandschuh, der ähnlichen Zwecke zu dienen hatte.

„Ich soll mit dir kommen ehe der Fechtboden geschlossen wird?“ fragte der woldisziplinirte Fuchs.

„Sofort — zieh dir deinen Rock an — rasch, ich habe Eile!“

Die anderen „Sueven“ fragten verwundert, was es gäbe.

Frank fertigte sie kurz ab:

„Nichts, was euch angehe.“

One eine Wort weiter zu verlieren und auch one sich nach seinem Leibfuchs umzuschauen, verließ er den Fechtboden.

Dieser beeilte sich ihm nachzukommen. Auf der Straße, schon über hundert Schritt entfernt von dem Hause, in dem sich der Fechtboden befand, holte er ihn ein.

„Nun was gib's Thor?“

„Macht jener Stein, der dein Schwager werden will, Berse?“

Ernst Häbler verblüffte diese Frage auf das allerhöchste. Daß Thor, sein Leibbursche, vor dem er einen riesigen Respekt hatte und der ihm stets ernst und bewunderungswürdig überlegt erschienen war, ihn vom Fechtboden fortgeholt haben sollte, um solch' eine Auskunft zu erhalten, kam ihm ungläublich vor.

„Was — willst du von mir wissen, Thor? Ich verstehe diesen Scherz wirklich nicht, sei mir nicht böse, Alter, interessiert es dich wirklich, ob Franz Stein Berse macht oder nicht?“

„Ich habe dich gefragt und du sollst mir antworten: weißt du etwas davon, ob Franz Stein jemals Berse gemacht hat?“

Der Fuchs Häbler konnte sich zwar von seinem Erstaunen immer noch nicht erholen, aber er gab doch one fernere Umschweife die verlangte Antwort:

„Ich kenne Franz Stein überhaupt noch sehr wenig, wüßte also nicht — —“

Er unterbrach sich und legte den runden Hornknopf seines Spazierstöckchens nachdenklich an die Nase.

„Halt,“ fur er fort. „Er macht Berse!“ —

„Woher weißt du das?“

„Nun — vor ein par Wochen trat ich einmal in das Zimmer meiner Schwester, als sie es eben auf einen kurzen Augenblick verlassen hatte und entdeckte auf ihrem Nähtischchen ein Blatt Papier, auf dem, offenbar im ersten Entwurf, ein halbes Duzend oder ein Duzend Berse geschrieben waren. Meine Schwester sah mich die Berse lesen, als sie zurückkam, und schalt mich erst tüchtig wegen meiner Indiskretion, dann aber gestand sie, daß sie sie während ihres Besuches in Seifersdorf bei ihrem Verlobten entdeckt habe, der sie zwar angefangen, aber das Kind seiner Muse nicht wolgeraten genug gefunden habe, um es ihr anzuvertrauen. Schnurriger Kauz — dieser mein Schwager in spe — ein wenig sentimental und verschämt trotz all' der kräftigen Männlichkeit, die ihm im Gesicht geschrieben steht.“

Der bei Guido von Frank so häufig zu beobachtende Zug der Verachtung hatte sich bei dieser Mitteilung seines Leibfuchses wieder scharf und drohend um seinen Mund gelegt.

„Wie lauteten die Berse?“ fragte er in seiner kurzen, antwortbefehlenden Weise.

„Na, ich glaube gar, Thor,“ erlaubte sich der Fuchs zu erwidern, „du verlangst noch, daß ich mir aus lauter Begeisterung für die schönen Talente meines Zukunftsverwanten dessen poetische

Liebebergüsse auswendig lerne. Ich habe keine Ahnung mehr davon."

"Vielleicht kenne ich sie auswendig! Höre:

"Nicht lang mehr, Liebe, will ich dein entbehren,
Die du mir Zukunft bist und Gluck — —"

"Nun hast du immer noch keine Ahnung?"

"Na, da steht mir aber der Verstand still, Leibalter," rief der Fuchs; "bist du ein Herzenmeister? Ich müßte mich nämlich wirklich verdammt täuschen, wenn die Strophe nicht genau so anfing."

"Höre weiter:

Kann mich der Sehnsucht fürder nicht erwehren,
O gib den Frieden, Frieda, mir zurück!"

"Ich lasse mich totschlagen, Thor, wenn du das Poem meines verliebten Schwagers Stein nicht auswendig lernst. S' gibt keine Spur eines Zweifels mehr; grade das: O gib den Frieden, Frieda, mir zurück! fiel mir aus mehr als einem Grunde auf. Und jetzt fällt mir auch wenigstens so ungefähr der Sinn des übrigen ein — er sprach von streben und kämpfen, und von des Lebens Mühe und Not oder so etwas ähnlichem, wovon er an sich selbst meines Wissens nie etwas erfahren hat, und schloß mit der Hoffnung, glaube ich, daß er erst ein geistig gesunder Keel werden würde, wenn mein Nietschen seine Frau geworden."

"Also die Sache ist genau so, wie ich sie mir gedacht habe," sagte Guido von Frank. "Gut, Fuchs, trolle dich auf den Fuchsboden zurück."

"Aber, Thor, du wirst mir doch zum mindesten sagen, wie das alles zusammenhängt und warum du — grade du, Thor, unser Gott des Donners und des Kampfes — dich um solche Dappalien wie die Verse Franz Steins kümmerst!"

Frank schüttelte den Kopf.

"Später einmal, mein Junge. Jetzt habe ich weder Zeit noch Lust zu solchen Auseinandersetzungen. Ich gehe schnurstracks auf die Jagd und du weißt, das Wild wartet nicht auf den Jäger. Morgen, Fuchs! Dort geht der Weg nach dem Fuchsboden —"

Mit waren Riesenschritten ging er von dannen. — — —

Kurz nachdem Guido von Frank die spechtische Wohnung verlassen hatte, war Franz Stein da angelangt.

Es war ihm sehr fatal gewesen, als er vernommen hatte, daß Specht nicht zuhause sei, obgleich er auf eine mehrere Tage vorher erfolgte Anfrage die Antwort erhalten hatte, Specht würde sich freuen, ihn des Sonnabends gegen Abend empfangen zu können. Freilich wurde ihm versichert, Herr Specht ließe sehr um Entschuldigung bitten, er würde baldigt wieder nachhause kommen, es wäre ihm unmöglich gewesen, ein dringendes und unvorhergesehenes Geschäft aufzuschieben. Herr Stein sollte ja die Güte haben ihn zu erwarten, dafür würde ihm Herr Specht dankbar sein.

Franz Stein entschloß sich nur ungern zu warten. Er überlegte einen Augenblick vor der Vorkammer, ob er nicht lieber gehen und nach einer Stunde wiederkehren solle.

Aber dieser Augenblick genügte, um Esfriede Specht zur Dazwischenkunft zu veranlassen.

Sie öffnete die Thür des Salons, tat sehr überrascht, Herrn Stein wiederzusehen und lud ihn in der lebenswürdigsten Weise ein, näher zu treten.

Stein war in der allerletzten Zeit fast noch mehr als vorher von seinen Geschäften in Anspruch genommen gewesen. Zuweilen einen Moment lang war Esfriede in seinem Gedächtnisse aufgetaucht, — er hatte sich auch vorgenommen, einmal genauere Erkundigungen über sie einzuziehen, aber noch hatte er mit keinem Menschen mehr von ihr gesprochen und sich auch nicht mit kritischem Sinne auf eine Ueberlegung ihres Wesens und Gebarens vor seinen Augen eingelassen. So suchte er denn augenblicklich auch keine Ursache, ihr auszuweichen — er folgte ihr also, one auf die unberühmte Tede und spöttliche Miene der seitabstehenden und scharf beobachtenden Boste zu achten, in den Salon.

Nur mit einer verbindlichen Handbewegung und Kopfneigung nötigte ihn Esfriede Platz zu nehmen. Sie selbst ließ sich, soweit von ihm entfernt, als es die Höflichkeit eben gestattete — an der entgegengesetzten Seite des allerdings nicht großen ovalen Salonisches — nieder. Sie schaute heute wiederum sehr ernst, fast schwermütig darein, und es schien Franz Stein, als wenn sie nur mit größter Anstrengung ihrer träben Stimmung soweit Herr würde, um an harmloser Unterhaltung teilzunehmen.

Und sie gab sich augenscheinlich Mühe, eine harmlose Unter-

haltung zu beginnen. Warum sie mit ihrem Vater noch nicht nach Seifersdorf übergesiedelt sei, erzählte sie; ihr Vater habe nämlich in den jüngsten Tagen ungewöhnlich viel zu tun gehabt und sie habe doch vor der ländlichen Einsamkeit, je mehr sie sich mit dem Gedanken der Uebersiedlung hätte vertraut machen wollen, desto mehr Scheu empfunden.

Franz Stein hatte sie, während sie sprach, prüfend betrachtet. Die in eine äußerst einfach garnirte, aber außerordentlich kostbare schwarze Samtrobe gehüllte Gestalt und das bei der mäßig gedämpften Beleuchtung und dank allen denkbaren Toilettenkünsten keine Spur des Verblüffens zeigende Antlitz machten den Eindruck vollendeter Schönheit. Dabei erklang ihre Stimme in so weichen melodischen Accorden, daß sie dem immerhin noch von einer tüchtigen Dosis Mißtrauen besetzten Hörer sehr wider Wunsch und Willen zu Herzen drang. Er mußte sich einige Mühe geben, die von neuem leise aufkeimende Sympathie für dieses ihm räthelhafte Weib nicht zu verraten, als er, um die Unterhaltung nicht ins Stocken geraten zu lassen, notgedrungen auch ein par Worte sprach. Aber es gelang ihm völlig, sehr kühl zu erscheinen, indem er sagte, es sei allerdings ja voranzusehen gewesen und durchaus gerechtfertigt, daß der vollständige Verzicht auf die Genüsse und Anregungen des Großstadtlebens einer jungen Dame sehr schwer werden müsse.

Esfriede erwiderte ruhig, von diesen Anregungen und Genüssen zu scheiden, falle ihr keineswegs schwer, — im Gegenteil. Vielmehr sei ihr allgemach der Gedanke aufgedämmert, daß in ländlicher Ruhe und Abgeschiedenheit die Einsicht nur um so stärker und allzustark sich geltend machen werde, wie nichtig jene doch wol größtentheils nur vermeintlichen Genüsse seien. Davor fürchte sie sich, indessen werde sie diese Furcht zu überwinden wissen, an den Wirkungen dieser Erkenntnis zu leiden, sei schließlich auch ein Genuß, — was heiße denn einsehen, erkennen lernen überhaupt anders, als um einen Irrtum, eine Täuschung, eine Illusion ärmer werden, und jeder Irrtum sei ein reelles Bestium, das zu verlieren eben Schmerz bereiten müsse, während erkennen und wissen nichts sei, als die leere Verneinung der Täuschung — leer und one allen Ertrag für die meist aus dem tieferinnerlichen Bedürfnisse des Menschen herausgewachsene, mit dem Herzblut des Menschen gesungte Täuschung.

Ihre Worte behielten bis zum letzten den ruhigen, von aller Affektation freien Klang — sie sprach, als ob sie etwas ganz gewöhnliches, fast selbstverständliches sage, etwas was jeder andre Mensch auch meinen und empfinden müsse.

Franz Stein mochte wollen oder nicht, was sie da sagte, interessierte ihn; das was sie sprach und die Sicherheit, mit der sie redete, bewiesen nicht nur eine nicht gewöhnliche Bildung, sondern auch, daß sie viel, und das konnte er sich nicht verhehlen, mit erstaunlichem philosophischen Erfolg nachgedacht hatte.

"Ihre Anschauungsweise ist interessant, ob sie aber nicht auch eine Täuschung ist und zwar eine Täuschung, deren Verlust ein positiver Gewinn wäre, scheint mir doch noch sehr fraglich, mein Fräulein. Was Sie meinen, läuft auf die Behauptung hinaus, nur der Irrtum sei das Leben und das Wissen sei der Tod, wie irgendwo auch einer unserer größten Dichter sich ausdrückt. Mir aber erscheint eben das Gegenteil richtig: irren ist ein geistiges Träumen, nicht mehr; die Welt um den Menschen her, wie sein eigenes Sein und Wesen, seine körperlichen und geistigen Zustände und Beziehungen erkennen, heißt aufwachen vom Träumen und trotz jenes Dichtervortes ist Wissen erst wares, geistiges Leben für den Menschen. Oder ist es kein reeller Profit, mein Fräulein, wenn man z. B. philosophisch einsehen lernt, daß alles Genießen one Schaffen, durch das man sich den Genuß gewissermaßen erst redlich verdient, notwendig umschlagen muß in Unbefriedigung und Widerwillen? Von den positiven Errungenschaften unrer realen Wissenschaften will ich dabei ganz schweigen, es springt da doch wol in die Augen, daß die Mittel, welche sie uns zur Erleichterung des Kampfes um's Dasein, zur Erringung einer mehr und mehr sittlich und gemüthlich befriedigenden Existenz gewähren, auch reale, zum Teil sehr greifbare Besitztümer sind, welche wol unwidersprechlich beweisen, daß ihre geistreiche Behauptung jedenfalls in ihrer Uneingeschränktheit nicht berechtigt ist."

Esfriede hatte ihren weißen, klassisch schön geformten Arm, der, bis zum Ellenbogengelenk entblößt, von düstig zartem, durchsichtigen Spitzgewebe sich voll und rund abhob, auf den Tisch gestützt und das Haupt wie ermüdet in die Hand gelegt.

"O ihr Männer," sagte sie leise, gleichsam als wenn sie nur

zu sich selbst spräche, „wie seid ihr so weise! Alles Genießen ohne Schaffen muß notwendig umschlagen in Unbefriedigung und Widerwillen — — — das habt ihr erkant und das ist gut, denn so wißt ihr doch wenigstens, weshalb wir armen Weiber, denen ihr alle Möglichkeit wirklich geistig erhebenden Schaffens von der Wiege bis zum Grabe abschneidet, alle ernste Anerkennung systematisch und mit feltner Einmütigkeit versagt, weshalb wir notwendig untergehen, umkommen müssen in Unbefriedigung und Widerwillen.“

Jetzt richtete sie ihr schönes Haupt empor und wante ihren Blick durchbohrend und in leidenschaftlicher, aber fast feindselig funkelnder Glut auf Franz Stein.

„Halten Sie ernstlich dafür, mein Herr Stein, daß diese Erkenntnis ein — reeller Profit —“ sie betonte diese und die folgenden Worte mit schwindendem Hohn, „für die sogenannte bessere Hälfte des Menschengeschlechtes ist?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Einführung der warmen Getränke in Europa.

Kulturgegeschichtliche Skizze von H. S.

(Schluß.)

Ein englischer Historiker gibt eine Beschreibung des Kaffeehauslebens in London aus dem Jahre 1685, die den Einfluß und die Bedeutung desselben uns lebhaft vor Augen führt. Es heißt da, daß Fremde, die nach London kamen, bemerkten, daß das Kaffeehaus dasjenige sei, was diese Stadt besonders von allen übrigen Orten unterscheidet. Das Kaffeehaus war der Londoner Heimat. Wer jemanden besuchen wollte, fragte nicht, wo er wohne, sondern welches Kaffeehaus er zu besuchen pflege. Wenn auch niemand von den einzelnen Kaffeehäusern ausgeschlossen war, so sonderten sich doch die verschiedenen Stände und Parteien in verschiedene Hauptquartiere. Es gab Häuser, wo sich Gecken versammelten, deren ganzer Anzug, von der großen, schwarzen oder flachsharigen Perücke bis herunter auf die feinen Stiefel, aus Paris bezogen war. Die Atmosphäre war wie im Laden eines Parfümeriehändlers. Tabak in irgend einer andern Form als in der eines kostbar duftenden Schnupftabaks ward verabscheut. Wenn irgend ein Tölpel, mit den Gebräuchen des Hauses unbekant, nach einer Weile rief, so ward er durch das Hohnlächeln der Anwesenden und durch die kurzen Antworten der Aufwärter bald überzeugt, daß er besser täte, anderswo hinzugehen. Auch hätte er in der Tat nicht weit zu gehen gehabt. Denn im allgemeinen rochen die Kaffeehäuser nach Tabak wie eine Wachtstube, und Fremde drückten zuweilen ihre Verwunderung aus, daß so viele Leute ihren eigenen Herd verließen, um in der Mitte von ewigem Nebel und Gestank zu sitzen. Es gab ein Kaffeehaus, welches besonders den schönen Wissenschaften gewidmet war. Hier drehte sich das Gespräch um poetische Gerechtigkeit und die Einheit von Raum und Zeit. Hier war eine Faktion für Perrault und die Modernen, eine andere für Boileau und die Alten. Eine Gruppe debattirte, ob das „Verlorne Paradies“ nicht hätte gereimt sein sollen. Einer andern demonstirte ein neidischer Dichterkling, daß das „Gerettete Venedig“ hätte von der Bühne geziht werden sollen. Am meisten drängte man sich, in die Nähe des Stuls zu kommen, wo John Dryden, der durch seine klassischen Satyren bekant gewordene Dichter, saß. Sich vor ihm zu bücken und seine Meinung über Racine's neueste Tragödie oder über Bossu's Abhandlung über epische Dichtkunst zu hören, galt für ein Vorrecht. Eine Priße aus seiner Schnupftabaksdose war eine Ehre, welche hinreichte, einem jungen Entschlasten den Kopf zu verdrehen. Es gab Kaffeehäuser, wo die ersten Mediziner konsultirt werden konnten. Doktor Johann Radcliffe, der im Jahre 1685 sich zu der größten Praxis in London erhob, kam täglich zur bestimmten Stunde in sein Kaffeehaus, wo er, umgeben von Apotekern und Ärzten, an einem bestimmten Tische zu finden war. Es gab puritanische Kaffeehäuser, wo man keinen Schwur hörte und wo kurzhaarige Männer über Gnadenwahl und Verwerfung im Kasenton verhandelten; jüdische Kaffeehäuser, wo schwarzgängige Geldwechsler von Venedig und von Amsterdam einander begrüßten, und papistische Kaffeehäuser, wo Jesuiten ihre Pläne schmiedeten.

Das war die Bedeutung der Londoner Kaffeehäuser von damals, und doch hat, wie schon bemerkt, dieses Institut sich in England nicht zu halten vermocht. Ist nun auch die Bedeutung der warmen Getränke, und was mit diesen zusammenhängt, für das öffentliche Leben verschwunden, so ist ihr Einfluß ein desto größerer auf das häusliche Leben Englands gewesen. Der kulturhistoriker Lecky meint, daß dieser Einfluß in England ein bedeutend größerer gewesen sei, als auf dem Kontinent. Indem die geräuschvollen Bechgelage, die vordem allgemein Sitte waren,

beseitigt, und der Schwerpunkt des Lebens mehr in den häuslichen Kreis verlegt wurde, ward auch die Frau auf eine höhere Stufe gehoben. Auf diese Weise trugen die warmen Getränke wesentlich zur Verfeinerung der Sitten bei, gaben sie dem Geschmack eine neue Richtung und milderten und verbesserten sie den Charakter der Menschen. —

In Deutschland verbreitete sich die Sitte des Kaffeetrinkens von England, Frankreich und Holland aus, und von den weltverhandelnden Holländern wurden auch in erster Zeit die Kaffeebohnen, und zwar in gebrantem Zustande, bezogen. Am brandenburger Hofe fand das neue Getränk um 1670 Eingang und von hier verbreitete es sich bald weiter in den vornehmen Kreisen. Von den ärmeren Klassen konnte es des hohen Preises halber zunächst nicht genossen werden, und wie langsam hier die Ausbreitung des Kaffee ging, zeigt die Tatsache, daß, wie der kulturhistoriker Joh. Scherr berichtet, im schwäbischen Alpdorfe Gensingen erst im Jahre 1817 der erste Kaffee getrunken wurde. Daß dieses Jahr ein Hungerjahr war, beweist deutlich, daß der Kaffee aus einem Luxusgetränk ein Nahrungsmittel geworden war; ein Umstand beiläufig, den wir nicht freudig begrüßen können, da das neue Getränk Anregungsmittel, aber nicht Nahrungsmittel sein kann, und der Kaffee bei weitem nicht im Stande ist, den Nahrungswert der von ihm verdrängten Milchspeisen zu ersetzen.

Wenn in Paris und London, wie wir sagen, die Kaffeehäuser eine große politische Bedeutung erlangten, so ist dieses von den deutschen Kaffeehäusern nicht zu berichten. Das deutsche Volk des 17. und 18. Jahrhunderts kümmerte sich wenig um das öffentliche Leben, und daher bedurfte es keiner Klubs, keiner Zusammenkunftsorte, an denen es öffentliche Gegenstände zur Erörterung bringen konnte. Wir sehen denn auch, daß, obgleich sich Ende des 17. und anfangs des 18. Jahrhunderts die Kaffeehäuser rasch einbürgerten, dieselben doch von untergeordneter Bedeutung waren. Zum großen Teil verschwanden sie auch bald aus manchen Städten, um dort erst in unserer Zeit wieder ihren Einzug zu halten. Dieses gilt besonders vom deutschen Norden. In einigen süddeutschen Städten dagegen, und besonders in Wien, haben sich die Kaffeehäuser besser erhalten, und hat ja diese Stadt durch ihr Kaffeehausleben eine Art Berühmtheit erlangt.

In Wien wurde das erste Kaffeehaus nach der letzten Belagerung durch die Türken errichtet. Ein Pole, Namens Kolschitzky, der während des Krieges der Regierung als Spion und Depeschenträger Dienste geleistet hatte, erhielt zur Belohnung die Konzession zur Errichtung eines Kaffeeschanks, und dem Inhaber dieses ersten Vorläufers der Wiener Kaffeehäuser zu Ehren ist eine wiener Straße „Kolschitzkygasse“ getauft.

Im Jahre 1686 wurde Nürnberg und Regensburg, im Jahre darauf Hamburg mit dem neuen Institut bekant; in Stuttgart ward 1712 und in Augsburg 1713 das erste Kaffeehaus errichtet.

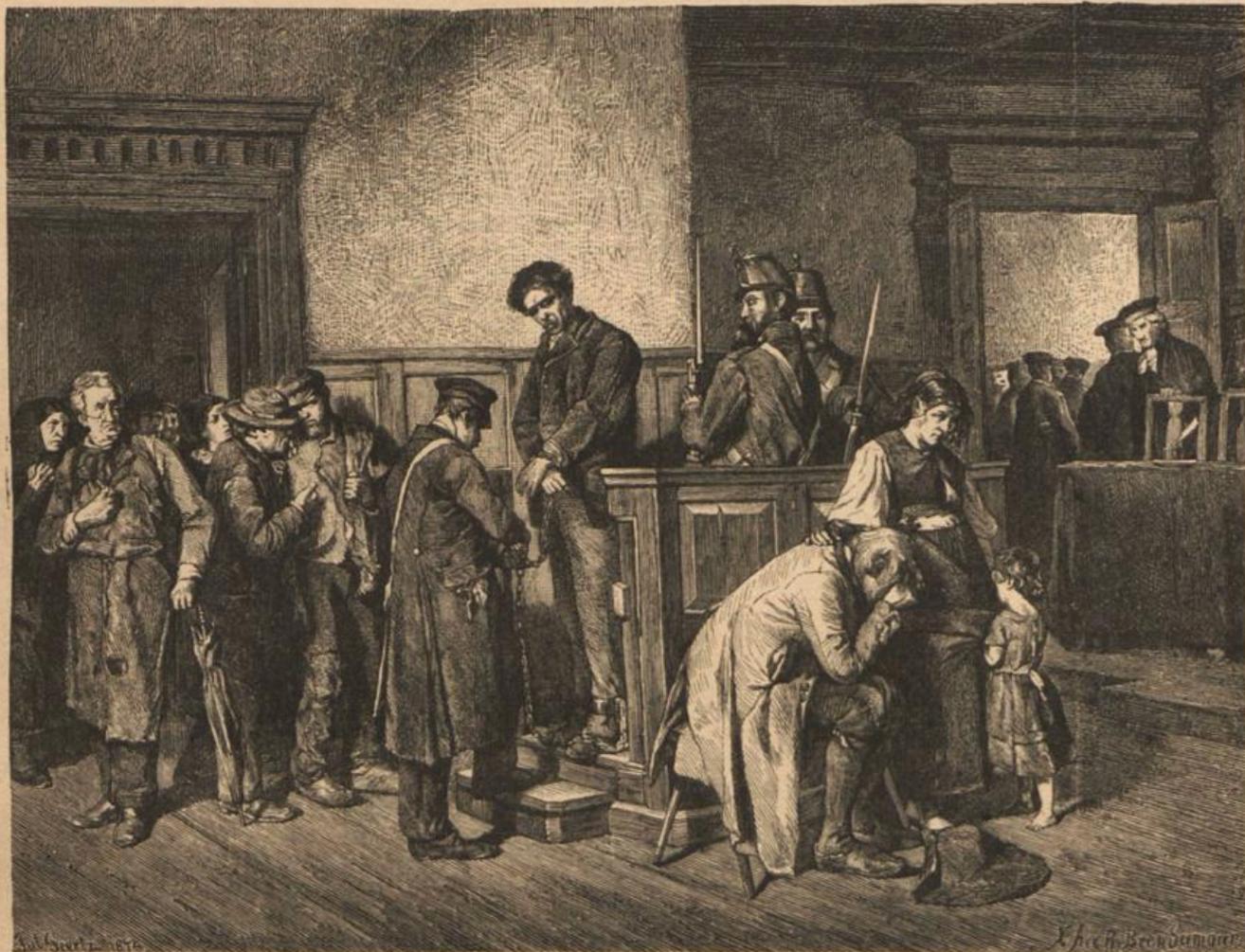
Wie in England so war auch in Deutschland die Einführung der Aufgußgetränke von großer Wichtigkeit für das häusliche Leben.

Das gefellige Leben in Deutschland um die Mitte des 17. Jahrhunderts zeigt sich uns als ein durchaus rohes und verwildertes, wie das nach den Verwüstungen des 30jährigen Krieges wol kaum anders sein konnte. Bei den gefelligen Zusammenkünften wurden geistige Getränke, und besonders Bier, in geradezu ungeheuerlichen Quantitäten getrunken. Als Beispiel hierfür, und

als Beleg, was selbst Frauen in dieser Beziehung zu leisten vermochten, sei hier nur auf einen Abschnitt aus einer „Hoftrinkordnung“ des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg vom Jahre 1648 hingewiesen, wo es folgendermaßen heißt: „Zum Frühstück und Bespertrunk vor unserer Gemalin soll an Bier und Wein, soviel dieselbe begehren wird, gefolgt werden; vors gräßliche und adelige Frauenzimmer aber 4 Maß Bier und des Abends zum Abschenken 3 Maß Bier; vor die Frau Hofmeisterin und zwei Jungfern wird gegeben von Ostern bis Michaelis, Vormittags um 9 Uhr auf jede Person 1 Maß Bier und Nachmittags um

4 Uhr ebensoviel.“ Das war für Frauen! Was die Männer im Trinken zu leisten vermochten, geht daraus hervor, daß der brandenburgische Obertämmerer Knut von Burgsdorf während einer Malzeit 18 Maß Wein zu trinken pflegte.

Aus derselben Zeit ist uns ein Altentück erhalten, welches über die Mittel und Wege Aufschluß gibt, wie man dem allzu rohen Treiben Einhalt zu tun suchte. Diese Mittel sind aber gleichfalls so bezeichnend für den gesellschaftlichen Ton damaliger Zeit, daß wir das Schriftstück hier folgen lassen. Es ist ein Revers, unterschrieben von einem Wolf Dietrich von Branden-



Nach der Verurteilung. (Seite 267.)

stein, und enthält das Versprechen, sich in einem Zeitraum von 6 Wochen nicht betrinken zu wollen. Es heißt da: „Demnach ich Endes Verzeichneter wegen gestrigen übertriebenen Trunkes, wodurch ich leicht um Leib und Leben, meinem armen Weib und Kind zum größten Schaden hätte kommen können, auch nun mehr resolvirt habe, zwischen hier und Jakoby mich mit dergleichen Laster niemals zu überladen, auch zu steifer und fester Haltung derselben, da ich mich etwa binnen dieser Zeit dazu veranlassen dürfte, verpflichte ich mich zu allen Malen, ein Paar gute Maulschellen von meinem gnädigen Herrn, oder wenn es Ihro fürstliche Gnaden Jemandes von dem Ihrigen anbefehlen wollte, zu erhalten, oder mich sonst mit einer ungewöhnlichen adeligen Strafe belegen zu lassen. Zu warer Bekräftigung habe ich solches eigenhändig unterschrieben. Altenburg am 9. Juni 1652. Nachschrift: Dabei ist zu gedenken, daß, wenn auch es anderweit geschehen sollte, ich auch gleichfalls zu ebenmäßiger Strafe bekenne.“

Zur Milderung solch rohen Wesens trug die Einführung der Aufgußgetränke wesentlich bei. Der Konsum von Bier und Brantwein nahm bedeutend ab, je schneller die neuen Getränke an Boden gewannen. Hiermit aber stellte sich auch ein Hindernis der raschen Verbreitung derselben ein. Durch die Abnahme des

Konsums spirituöser Getränke wurden die landesherrlichen Kassen in Mitleidenschaft gezogen, da die auf Bier und Brantwein gelegten Steuern einen wesentlichen Teil der Einnahme der Fürsten ausmacht. Da ihr Interesse in Frage kam, fanden die vielen Regierungen bald heraus, woran die Abnahme ihrer Steuereinkünfte lag, und um diesem abzuwehren, belegten sie den Kaffee gleichfalls mit einer Steuer. Bald aber fand sich, daß hierdurch der Ausfall nicht gedeckt wurde. Kaffee war kein Getränk, welches man in solchen Kassen, auch über den Durst, zu sich nehmen konnte, wie es bei Bier und Wein der Fall war. Dem mußte abgeholfen werden, und so verbot man, also hier aus wirtschaftlichen Gründen, das neue Getränk. Diese Verbote waren so zahlreich, daß beinahe kein einziges der vielen deutschen Länder davon verschont blieb. Eines der letzten dieser Verbote spielt in Hessen-Kassel, wo noch im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts das Kaffeetrinken verpönt wurde. Der Landgraf Friedrich II. ließ sämtliche Kaffeeschenken in seinem Lande schließen und wante sich „freundnachbarlich“ an die übrigen deutschen Fürsten mit dem Wunsche, sie möchten seinem Beispiele folgen. Der Herr Landgraf scheint mit seiner Kaffeeverfolgung weniger Glück gehabt zu haben, als mit dem Verkauf seiner Untertanen, die er als Kanonenfutter an England verkaufte. Sein



Der Uhu als Lockvogel. (Seite 267.)

Vorschlag wurde nämlich größtenteils abgelehnt. Es ist uns ein Bericht erhalten, welcher über diesen Gegenstand im geheimen Kabinet zu Dresden erstattet wurde, und worin die Ablehnung eingehend motiviert wird. Derselbe stützt sich darauf, daß ein Verbot des Kaffee „in hiesigen kommerzirenden Landen und in den Gegenden derselben, wo eben bei Gelegenheit der stärkeren Handlung der mehrste Kaffee konsumiert wird, niemals zu einer völligen Wirksamkeit gebracht werden könne.“ Interessant und für die wirtschaftlichen Grundsätze damaliger Zeit bezeichnend ist der weitere Teil des Berichts, der von den Einkünften des Staats vom Kaffee handelt, und in welchem darauf hingewiesen wird, daß der Kaffee bereits ein billiges Nahrungsmittel geworden sei, welcher es den Frauen ermögliche, für „wolfeile Preise“ zu arbeiten. Es heißt da: „Vermuthlich dürfte in den meisten Orten das Verbot nur die Wirkung hervorbringen, daß der Kaffee heimlich eingebracht, gekauft und genossen, dadurch aber einestheils die nicht unbedeutlichen Einkünfte von Kaffee in die landesherrlichen Kassen mit unterschlagen, andernteils der Handel mit solchem und der Gewinn auf diesen Handel den Nachbarn angewiesen würde. Demnach ist sehr unangemessen, ob ein solches Verbot im ganzen genommen fürträglich sey. Denn wenn auch dadurch der Konium von Bier und Brantwein in etwas vermehrt würde, so ist doch letzterer der Gesundheit nicht weniger nachtheilig als der Kaffee (!) Ueberdem würde die Vermehrung des Abgangs von beyden mit der Verminderung der Konsumtion des Kaffee in keinem Verhältnis stehen. Denn bei den Ärmern vertritt der Kaffee öfters zugleich die Stelle der Mahlzeit und würde, wenn es nicht erlaubt wäre, mit einer Suppe ersetzt werden. Folglich würde, soviel den Einfluß auf die landesherrlichen Revenuen anbelangt, schwerlich bei den Abgaben von Bier und Brantwein soviel zuwachsen, als beim Kaffee abginge. Der hauptsächlichste Vorteil wäre eigentlich in der Erhaltung des Landesvermögens zu suchen, von welchem weniger außer Landes gehen würde. Doch auch dieser Vorteil würde zumteil in hiesigen Landen durch die inländischen Waaren, so im Wechsel des Kaffee ausgesendet werden, und durch die wohlfeilen Preise ersetzt, welche manche Fabrikanten, absonderlich Frauenzimmer zumteil auch deswegen mit ihrer Arbeit machen können, weil sie den Kaffee als ein wohlfeiles Nahrungsmittel betrachten.“

Die Suppe, die keine Steuer brachte, ist in Sachsen denn ja auch glücklich durch den zu den „landesherrlichen Kassen“ beiträglichen Kaffee verdrängt worden, und die „billigen Preise“, die „absonderlich die Frauenzimmer mit ihrer Arbeit machen können, weil sie den Kaffee als ein wohlfeiles Nahrungsmittel betrachten“ hat ein gut Teil zu der sprichwörtlichen Armut des sächsischen Erzgebirges beigetragen. —

Nach dem Beispiel Ludwig XIV. hatte auch Friedrich II. von Preußen in seinen Staaten eine große Anzahl von Waren, —

gegen 500 — monopolisirt. Unter diesen befand sich auch der Kaffee, so daß auch dieser nur für Rechnung des Staates eingeführt und verkauft wurde. Ja, selbst das Brennen des Kaffee nam Friedrich als Regal für sich in Anspruch, und es macht einen einigermaßen seltsamen Eindruck, wenn man hört, daß eigene Kaffeeriecher angestellt waren, die auf den Straßen herum-schnüffeln mußten, ob sich nicht der Geruch gebranten Kaffee's irgendwo zeige, und die dann die Uebertreter zur Anzeige zu bringen hatten.

Während der napoleonischen Kriege ward eine zeitlang der Verbrauch von Kaffee in Deutschland dadurch beinahe aufgehoben, daß Napoleon durch die Kontinentalsperre die Einfuhr aller englischen Waren nahezu unmöglich machte. Als Volksgetränk verschwand der Kaffee damals vollständig, weil der hohe Preis der wenigen Ware, die nach Deutschland hereinkam, ein so enormer war, daß nur vermögende Leute ihn zu zahlen vermochten. Später hob sich indeß der Verbrauch dieses Getränkes in Deutschland derart, daß dieses jetzt von größeren Ländern im Konium des Kaffee die erste Stelle einnimmt, und überhaupt nur von Belgien und der Schweiz übertroffen wird.

Die warmen Getränke sind in ihrer Bedeutung als Volksgetränke — wolverstanden nicht als Nahrungsmittel — noch bei weitem nicht genügend gewürdigt worden, und sie verdienen als mächtigste Gegenmittel gegen die Verbreitung der Spirituosen in jeder Weise unterstützt und gefördert zu werden. Mehr als alle Trunkschutzgesetze würde die Aufhebung des Zolles auf Kaffee und Tee der um sich greifenden Trunksucht entgegenwirken, da der Zoll eine Verteuerung dieser Artikel bewirkt und sie daher in geringerem Maße dem Volke zugänglich macht. Daß zwischen der Verbreitung der warmen Getränke und der Verbreitung des Gemüthes von Spirituosen ein bestimmtes Verhältnis besteht, ist allseitig anerkannt, und es ist z. B. mehrfach darauf hingewiesen worden, daß der Verbrauch veranschaulicher Getränke in Wien bei weitem nicht so bedeutend sei, als in andern Weltstädten, und bekanntlich ist in dieser Stadt das Kaffeehauswesen in stärkerem Maße entwickelt, als anderswo. Aber nicht allein, daß durch den Zoll der Kaffee und Tee verteuert wird, er wird dadurch auch verschlechtert. Ist durch den Zoll doch gewissermaßen eine Prämie auf die Fälschung dieser Genussmittel gesetzt, da es klar ist, daß, je teurer ein Gegenstand ist, desto vorteilhafter und dadurch verbreiteter muß seine Verfälschung werden. Natürlich wird durch die wertlosen, ja schädlichen Stoffe, die zum Verfälschen gebraucht werden, auch der Wert des Kaffee und Tee als Anregungsmittel vermindert, und dadurch wiederum, da der Mensch solcher Anregungsmittel zum Leben bedarf, in direkt die Verbreitung von Spirituosen gefördert.

Je billiger die Aufgußgetränke sind, desto weniger wird Trunksucht mit ihren Folgen verbreitet sein! —

Die Berufstätigkeit der Juden in Deutschland und Rußland.

Von C. Lübeck.

Durch lange Gewöhnung sind wir im allgemeinen der Ansicht geworden, daß die jüdische Bevölkerung zu jeder schwereren Arbeit untauglich und nur noch zum leichten Handel und zum Geldgeschäfte verwendbar sei. Daß die Juden auch Handwerker ja sogar Landwirte sind und wie die Christen im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod erwerben, das klingt der Mehrzahl der Menschen so neu und unsäglich, daß man die energischsten Zweifel zu gewärtigen hat, wenn man derartige Kezereien zu äußern wagt. Und doch ist es so; die Juden unterscheiden sich bezüglich ihrer Berufsarbeit nur unwesentlich von den Christen; sie treiben Handel und Handwerk wie diese und in großen Prozentsätzen auch Landwirtschaft, mit dem Unterschiede allerdings, daß die Juden ein ungleich stärkeres Kontingent zum Handelsstande stellen als die Christen, während diese wiederum in ihrer großen Majorität der landwirtschaftlichen Beschäftigung zugewendet sind.

In Preußen z. B. betrug im Jahre 1849 bei einer erwerbsfähigen (männlichen jüdischen) Bevölkerung von 69 610 Personen die Zahl der jüdischen Landwirte 940; sie stieg 1852 auf 1043, sank 1855 auf 987, 1858 auf 943 und stieg 1861 wieder

auf 971. Hierbei sind jüdische Tagelöhner und Gesinde in der Landwirtschaft nicht mit gerechnet; ebensowenig die jüdischen Krugbesitzer, die wol ausnahmslos auch Ackerbau treiben. — Die jüdischen Handwerker und Gehilfen bezifferten sich im Jahre 1849 auf 12 054, im Jahre 1852 auf 12 626, 1855 auf 11 556, 1856 auf 11 347 und 1861 auf 11 445, wobei die jüdischen Tagelöhner und Lehrlinge nicht mitgerechnet sind. Zum Handelsstande gehörten im Jahre 1849 inkl. der Gehilfen 27 166 Juden, 1852 stieg diese Zahl auf 30 399, 1855 auf 32 301, 1858 auf 35 654, 1861 auf 38 683 Personen. Der Handelsstand machte im Jahre 1861 von den arbeitsfähigen (männlichen) preussischen Juden 55,57% aus, der Handwerkerstand mit Hinzurechnung der Gehilfen und Tagelöhner 18%, der Kontingent der Landwirte 7%. — Es fielen hiernach dem leichten Erwerbe 55,57% und dem schwereren 25% der arbeitsfähigen (männlichen) jüdischen Bevölkerung zu. Die letztere Zahl erhöht sich jedoch, wenn man die Handelsgeschäfte in leichtere und schwerere teilt, zum höheren und leichteren Banquiers, Großhändler, Kommissionsgeschäfte und offenen Laden, Kaufleute mit offenem Laden, Liferanten, Agenten,

Kommissionäre und deren Gehilfen und zum niederen und im allgemeinen schwereren Handel die umherziehenden Handelsleute, Pferdehändler u. s. w. rechnet. Man könnte mit Zug und Recht auch das offene Ladengeschäft des Spezerei- oder Schnittwarenladens dem schwereren Gewerbe zurechnen. Indes es sei darauf verzichtet und nach der landläufigen Annahme das Gegenteil zugelassen und der sicher mühselige, mit den größten Entbehrungen verknüpfte Hausirhandel allein den schweren Berufsarten zugesellt. Im Jahre 1861 beschäftigte er in Preußen 5298 Personen oder 7,61% der gesamten jüdischen (männlichen) Bevölkerung, und dieser Teil steht der leichteren Handel mit 22,062 Personen oder 47,96% der erwerbsfähigen männlichen Bevölkerung gegenüber. Wir hätten nun folgendes Bild: Den leichteren Berufsarten gehören 47,96%, den schweren 32,61% an. — Das sind bemerkenswerte Zahlen, welche uns klaren Aufschluß über die Berufstätigkeit der Juden geben. Hielten wir ihnen diejenigen der christlichen Berufstätigkeit entgegen, dann würden wir finden, daß die Christen alle diejenigen Geschäfte betreiben, welche die Juden ausüben, Landwirtschaft, Handwerk und Handel, den letzteren im Verhältnis zur gesamten erwerbsfähigen christlichen Bevölkerung wahrcheinlich in geringerem Maße als die Juden, dafür jedoch den leichteren und leichtesten viel mehr als den schwereren. Im übrigen würden wir wahrnehmen, daß, umgekehrt wie bei den Juden, der landwirtschaftliche und handwerksmäßige Beruf ungleich höhere Prozentsätze der arbeitsfähigen Bevölkerung aufweist als der Handel^{*)}. Die Ursache dieser Erscheinung liegt vorwiegend, man könnte sagen ausschließlich in historischen Verhältnissen, in dem Umstande, daß das Groß der Juden, wol richtiger die Gesamtheit derselben, in Mittel- und Westeuropa, von allen Berufszweigen ausgeschlossen wurde, die als ehrlich galten, von allen Handwerken, von der Landwirtschaft und dem höheren Handel. Landwirtschaft betrieb mit Hilfe der Leibeignen der Adel, das Handwerk, die christliche Zünfte, den Handel die christliche Gilde; für den Juden verblieben gewissermaßen nur der Abfall der Berufsgegenstände, das, was den Christen gemein und unehrenhaft dünkte, der Bucher und der niedrige, mühselige Handel. Darauf sind sie eingelebt, ihn haben sie Jahrhunderte hindurch treiben müssen, und da im Jahre 1861 nur noch 7,61% der arbeitsfähigen männlichen jüdischen Bevölkerung an diesem Handel betätigt sind, so ist das erstauulich und sicher ein Beweis dafür, daß die Juden wol befähigt sind, zu anderen Berufsweigen zu greifen.

Die Zeit der Knechtschaft gab den jüdischen Volkselementen ihr eigenartiges Gepräge. Die Juden gewöhnten sich, auf den ihnen allein offen gebliebenen Gebieten ihre Existenz zu erringen, und je schwieriger das letztere war, um so mehr mußte das Wesen der Juden ein eigenartiges werden. Das Elend demoralisiert und dasjenige der Juden war ein unbeschreiblich großes! Da wundere man sich nicht, wenn sie schließlich durch eine breite und tiefe Kluft von den Christen getrennt waren. Wie die Juden bei der ihnen oktrovirten Beschäftigung verkümmerten, so geschah es bekanntlich auch mit der ungeheueren Mehrzahl der Christen im Zustande der Leibeigenschaft. Sie erstarrten gleichfalls in der Knechtschaft und blieben in der kulturellen Entwicklung mit hinter den privilegierten Klassen zurück. Daß der Bauer im allgemeinen selbst heute noch weit von den sogenannten „gebildeten“ Volksklassen getrennt ist, das findet seine hauptsächlichste Erklärung in der Leibeigenschaft, deren Fesseln ihm erst im Anfange unseres Jahrhunderts abgenommen wurden. Allerdings gefehlt sich hiezu auch die Vernachlässigung der Bauern nach ihrer Emanzipation durch die Gesellschaft und ihre Organe, die sich nicht mehr sonderlich um sie kümmerten und sie einfach ihrem Schicksale überließen. In noch viel höherem Maße wurden von dieser Vernachlässigung die Juden betroffen, die in Preußen heute noch zu den am lieblosesten behandelten Stiefkindern der Gesellschaft gehören und die jetzt noch nicht im Vollbesitze der bürgerlichen Rechte sich befinden, wenn formell auch die konfessionellen Schranken zwischen Juden und Christen gefallen sind.

Mit der Emanzipation der Juden und Bauern hat sich bei Juden und Christen ein Berufswechsel eingestellt; der noch heute fortdauert und durch die allgemeinen sozialen Verhältnisse beeinflusst wird. Wie bedeutend dieser Wechsel bei den Juden ein-

getreten, das haben unsere Zahlen gezeigt. Groß ist auch die Anzahl der Bauern, welche seit der Emanzipation der Landwirtschaft den Rücken gekehrt und in den Städten eine bessere Existenz gesucht, als der ursprüngliche Beruf sie ihnen zu gewähren vermochte.

Der Berufswechsel hier wie dort wird zumteil auch durch die höhere Achtung beeinflusst, die der sogenannte geistige Beruf sich erworben. Mit der Bildung erwacht in den unteren Schichten der Bevölkerung das berechnete Verlangen, sie so fruchtbar als möglich zu verwerten, mit ihrer Hilfe eine bessere Existenz als die der eigenen Klasse sich zu erwerben. Dieses Streben wird ein brennendes durch die ruinirende Einwirkung jenes gewaltigen wirtschaftlichen Prozesses, der alljährlich viele tausende kleiner Handwerker und Bauern an den Bettelstab bringt, während er auf der anderen Seite den Großbetrieb der Industrie und Landwirtschaft begünstigt. Beim kleinen Handwerk und der zersplitterten Bauernwirtschaft ist eben keine Seide mehr zu spinnen, wie man zu sagen pflegt. Bei dieser Sachlage ist es keinem Menschen zu verdanken, wenn er lohnenderen Beschäftigungen sich zuwendet. Auf der anderen Seite erscheint es auch unbillig, an die Juden die Forderung zu stellen, sich auf ein sinkendes Schiff zu begeben, d. h. partout Berufsweigen sich zuzuwenden, die nur noch in seltenen Fällen ein halbwegs auskömmliches Dasein ermöglichen. Indem eine solche Forderung geltend gemacht wird, fällt es übrigens niemandem ein, nach der Befähigung des Individuums zu fragen. Man setzt bei den Juden einfach Arbeitssehen voraus und glaubt dafür die Verurteilung derselben zu schwerer Arbeit aussprechen zu müssen. Es liegt auf der Hand, daß ein in dieser Richtung gegen die Juden geübter Zwang in wirtschaftlicher und allgemein rechtlicher Beziehung geradezu ein Verbrechen wäre.

Jeder denkende Mensch würde es sicher freudig begrüßen, wenn der Staat sich darum kümmerte, daß der einzelne, seinen Talenten und Fähigkeiten entsprechend, in der Gesellschaft seine denkbar beste Verwendung fände. Wir wünschen, daß er es mache wie vernünftige Eltern es tun, die bemüt sind, ihren Kindern eine ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechende Berufsrichtung zu geben, sie das werden zu lassen, wozu sie sich am meisten und besten eignen. Was die einzelnen im Kleinen üben, das sollte der Staat, der zum Wohle des einzelnen geschaffene Organismus, nicht unbeachtet lassen. Hebend, veredelnd, erzieherisch auf die Volksmassen einzuwirken, das müßte eine seiner elementarsten, zugleich aber auch wichtigsten Aufgaben sein, die nicht nur vom volkswirtschaftlichen, sondern auch vom Standpunkte der Volksgesundheitspflege aufzufassen wäre. Die Nervosität wäre im deutschen Reiche sicher nicht eine so große, wie sie es heute tatsächlich ist, wenn für einen gehörigen Ausgleich zwischen geistiger und körperlicher Arbeit gesorgt wäre und die Einseitigkeit in der Berufstätigkeit verhütet werden könnte. Es würde gewiß den heute vorwiegend und einseitig geistig Tätigen körperlich und geistig nützen, wenn sie täglich 2 Stunden sich mit körperlicher Arbeit in der Landwirtschaft oder in sonst einem Fache beschäftigten. Und umgekehrt wäre es den ausschließlich an die schwere Arbeit geketteten Menschen äußerst heilsam, wenn sie sich täglich auch ein par Stunden geistig beschäftigen könnten. Das Resultat würde sein, daß die lächerlichen Vorurteile gegen die schwere Arbeit schwinden, die schroffen Gegensätze zwischen geistiger und körperlicher Tätigkeit sich ausgleichen würden. Wir wissen gar wol, daß in dieser Richtung noch mehr geschehen müßte, daß noch ganz andere Faktoren dabei in Betracht fallen; an der schweren, an der niedrigen Arbeit hat ja der Fluch und das Elend, das in bedenklicher und verwirrendster Weise die Gegensätze zwischen der geistigen und der physischen Arbeit erweitert.

Doch es ist hier nicht der Ort, ausführlicher auf diesen Punkt einzugehen. Der Staat ist erst zum kleinsten Teile seiner wichtigen Aufgabe inne geworden, und im allgemeinen erscheint er, seinen verkehrten Beruf als Erzieher bezeichnend, gewissermaßen als Prügelpädagoge, und dazu nur in den Zuchthäusern! Was wir als heilsam andeuteten, das wird noch lange frommer Wunsch bleiben.

Wie der ware Pädagoge niemals durch Prügel erzieht, so sollte jeder Staat sich hüten, one weiteres, d. h. one gründliche Prüfung und Unterscheidung, durch Zwangs- oder Gewaltmaßregeln die Berufstätigkeit einer Volksklasse umgestalten zu wollen. Er würde dabei mehr verderben als verbessern. Und nun vollends gar, wenn der einzige Vorzug des neuen Berufs im Aufwande großer körperlicher Anstrengungen bestünde, dem nicht ein

^{*)} Wer sich über die Berufstätigkeit der Juden, ihre Schicksale und ihre Zukunft unterrichten will, den verweisen wir auf die von uns in Nr. 20 d. Bl. besprochene, im Verlage von L. Morgenstern in Leipzig erschienene „Rechtfertigung der Juden und ihre Lösung der Judenfrage“ von Dr. C. L. Beck. Die Redaktion.

jeder gewachsen wäre, und wenn durch den Berufswechsel der Uebelstand selbst, gegen den man angeblich ankämpft, der Wucher, auch nicht im mindesten gehoben wird.

Man komme uns nicht mit der „an sich ehrenhaften christlichen Gesellschaft.“ Nicht in der Konfession liegt das Uebel, sondern in den wirtschaftlichen Verhältnissen, wie in dem Bildungszustand des Geistes der Gesellschaft, die mächtiger sind als alle Einwirkung der Religion und der sie verkündenden Kirchen. Im Handels- und gewerblichen Verkehr der Christen ist ebenso wie im jüdischen die Ehrlichkeit nicht immer oder gar selten zu finden, das wird jeder Unbefangene zugeben.

Bei Beurteilung der Berufswahl der Juden ist wol der allgemeine Satz festzuhalten, daß niemand freiwillig ein elendes, verächtliches Gewerbe erwählt, wenn irgend eine Möglichkeit sich bietet, eine anständigere und auskömmlichere Existenz zu erlangen. Die Juden werden ebensowenig wie die Christen zögern, das niedrige Gewerbe mit dem höheren zu vertauschen, wenn dies im Bereiche der Möglichkeit liegt. Diese Möglichkeit ist aber nur in den allergeringsten Fällen gegeben, und meist muß der christliche und jüdische Handwerker in dem Berufe, der ihm selber durch seine Einseitigkeit und Unfruchtbarkeit zur Qual wird, umkommen, da die Gelegenheit zur Rettung nirgends sich bietet.

Man hat aus unseren Tagen ersehen, wie groß der Einfluß der Emanzipation auf die Juden gewesen ist, wie sich ein gewaltiger Strom von ihnen den Berufszweigen zugewendet hat, die ihnen bisher verschlossen geblieben waren. So wird es auch in Zukunft weiter gehen, doch gebe man sich keinen Illusionen hin, die armen Juden werden ebensowenig wie die reichen verschwinden und die Ehrlosigkeit wird noch lange vergeblich in unserem Verkehre zu suchen sein, wenn dieser selbst nicht eine ehrlichere Organisation erhält.

Nun, wie mit den Juden in Preußen so verhält es sich auch mit den Juden in Rußland und Polen. Freilich, wenn man sich die Geschichte der Judenverfolgungen in Rußland vergegenwärtigt, dann könnte man meinen, die Juden dort seien nur Schnaps Händler, Schacherer, Schmuggler und Erzwucherer, ein völlig unbrauchbares Volkselement in der russischen Gesellschaft, dessen Ausstoßung je früher je besser zu erfolgen hätte.

Die Dinge liegen aber doch wesentlich anders als die fanatischen Gegner der Juden sie hinstellen. Die Juden sind in den Gebieten, die ihnen erschlossen sind, der Bevölkerung alles. Jedes nur denkbare Handwerk wird von ihnen getrieben; sie sind Schuhmacher und Schneider, Tischler, Drechsler, Schlosser und Schmiede. Sie betreiben Mühlen, Fabriken aller Art, sie sind Schornsteinfeger, Straßenreiniger, Furlente, Maler, kurz alles, was das Bedürfnis der Bevölkerung erfordert. Es gibt keinen Beruf, kein Gewerbe, das ihnen zu niedrig, zu schlecht wäre. Sie ergreifen mit unermüdlischem Fleiße jede Beschäftigung, von der sie hoffen, daß sie die Erhaltung ihrer Existenz ermöglicht, und vor keiner derselben schrecken sie zurück, sie mag noch so mühselig und verächtlich sein.

Und doch hat man die Juden aus Großrußland vertrieben, schreckliche Verfolgungen gegen sie in Szene gesetzt! — Das gibt zu denken und könnte zu der Annahme verleiten, sie seien im Grunde genommen doch nur ein Abschraum der Menschheit und sie verdienen die Behandlung, die sie gefunden haben.

Es sind blutgetränkte Blätter, die uns die Schicksale der russisch-polnischen Juden erzählen, und die wir aufschlagen wollen, um dieser Meinung entgegen zu treten. Sie beginnen in freundlichen, lebensfrischen Farben und schildern uns die Juden Jahrhunderte hindurch als fleißige geachtete Bürger, die ihrem Lande von größtem Nutzen sind. Dann kommen die religiösen Verfolgungen, die im Herrschaftsgebiete des russisch-griechischen Christentums mit der graufigen unmenschlichen Schlächtereier ihren Anfang nahmen, die nach der polnischen Stadt Unman in der japorogischen Kosaken-Republik Süß ihren Namen erhielt. Der Schlag, welcher hier gegen die Juden geführt wurde, kam nicht ganz unvorbereitet. Schon vorher war es öfter zu Reibungen zwischen den als Polen noch speziell verhassten Juden und den moskowitzisch gesinnten, griechisch-katholischen Kosaken gekommen. Am schrecklichsten jedoch äußerte sich der von den griechisch-christlichen Priestern emsig genährte und gesteigerte Antagonismus zwischen Kosaken und Juden zur Zeit Kasimirs des Großen und zwar in dem genannten furchtbaren Massenmorde der Juden durch die

Kosaken. Diese wüteten in erbarmungsloser Barbarei; zwanzigtausend, vielleicht dreißigtausend Juden, Männer, Frauen, Greise und Kinder wurden umgebracht und fielen dem religiösen Fanatismus und politischen Rücksichten zum Opfer. Die Kosaken zogen verheerend — mit Mord und Brand durch das Land, sie ließen keine Stadt, keinen Ort verschont, wo Juden sich niedergelassen hatten, und nichts Jüdisches und den Juden Gehörendes entging der Vernichtung.

Das war etwa um 1650, noch in den Frühlingsstagen des zur russischen Staatskirche erhobenen griechischen Christentums. Die Polen nahmen sich ihrer Angehörigen an, sie führten Kriegszüge gegen die barbarischen Nachbarn und fügten ihnen vielen Schaden zu. In der jüdischen Geschichte aber hat sich die Erinnerung an diese entsetzliche Schlächtereier unter dem Namen „Geseress Tach“ — die Gottesstrafe vom Jahre 408 — bis auf heute verewigt.

Es illustriert dieses Ereignis die Stellung der Juden unter der Herrschaft des griechischen Christentums überhaupt und damit auch im eigentlichen Rußland selbst. Man weiß, daß die Austreibungen der Juden aus Groß-Rußland in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihren Anfang nahmen. Zu verwundern bleibt, daß bei der feindseligen Haltung der griechischen Kirche gegenüber dem Judentum diese Austreibungen so lange auf sich warten ließen; Verfolgungen allerlei Art sind ihnen allerdings vorausgegangen, alle jedoch hatten sie in religiösen Hezereien oder in dem Umstande ihren Ursprung gehabt, daß die Juden als Polen aufgefaßt wurden. Während das griechische Christentum den Juden den unverföhnlichsten Haß entgegnetrug, regten sich gegen sie im katholischen Polen viele Jahrhunderte hindurch keinerlei Feindseligkeiten. Die Polen waren intelligenter und edler und bei ihnen konnte die christliche Kirche nur sehr schwer zu einer dominierenden Stellung gelangen. Unsere Leser wissen, daß es Zeiten gegeben hat, in denen es in Polen anders mit den Juden bestellt gewesen ist als heute, daß sie sonnige, freundliche Tage im Osten Europas erlebt, wo sie in der Gesellschaft eine hochgeachtete Stellung einnahmen, gleichberechtigte Volksgenossen, Menschen unter Menschen, Bürger unter Bürgern waren.

In Nord und Süd, im Osten und Westen des damals mächtigen Polens hatte der Name der Juden einen guten Klang. Das im Westen Europas zu Tode gebeizte Bild fanatisierter christlicher Priester, der verachtete, tief herabgewürdigte und in den Staub getretene jüdische Paria galt bei den gastfreundlichen Slaven, welche den Wert eines Menschen nicht nach seiner Konfession sondern nach seinem gesellschaftlichen Nutzen bemessen, als Kulturträger, als Vertreter der Intelligenz. Die Juden erwiesen sich damals gleich wertvoll auf dem Gebiete des Handels, der Industrie, der Landwirtschaft und der Wissenschaft. Sie galten als tüchtige und durchaus zuverlässige Beamte, denen unbedingt zu trauen war.

„Man findet noch in diesen Provinzen (Rußland und Polen),“ sagt Gratiani im „Leben des Cardinal Commendon“ II. Bd. 15, „eine Menge Juden, die nicht verachtet werden, wie in andern Ländern. Sie leben dort nicht elend von dem schmäligen Profit des Wuchers und ihrer Gelegenheitsdienste, obwohl sie auf diese Art von Gewinn nicht verzichten, sie besitzen Grund und Boden, widmen sich dem Handel, ja selbst den Wissenschaften, insbesondere der Medizin und Astrologie. Sie haben fast überall das Amt, die Eingang- und Durchfuhrzölle zu erheben. Sie besitzen beträchtliches Vermögen und stehen nicht nur im Range ehrenwerter Leute, sondern gebieten solchen sogar zuweilen. Sie haben keine Zeichen, das sie von den Christen unterscheidet; es ist ihnen sogar erlaubt, Degen zu tragen und bewaffnet zu gehen; kurz sie genießen alle Rechte der übrigen Staatsbürger.“

Das ist ein unverdächtiges Zeugniß, an das Beileweil bei Gelegenheit einer kritischen Betrachtung der polnischen Adelsrepublik erinnert. Er selbst bemerkt, die besseren Zeiten dieser Republik im Auge habend: „Die talmudistischen Juden, reich mit Privilegien ausgestattet, bevölkerten auf allen Punkten die unermessliche Ausdehnung der Republik; stolz auf ihre Spekulationen und ihre Industrie lebten sie trotz einiger Blakereien, denen sie unterworfen waren, in Wohlhabenheit und betrachteten Polen als ihr irdisches Paradies.“

(Fortsetzung folgt.)

Meine erste Gotthardsfahrt.

Reisefizze von Carl Stöckler.

Im Monat Oktober 1878 sah ich mich genötigt, über die Alpen nach dem Süden hin zu gehen. Der Ausgangspunkt der Reise war die Universitätsstadt Zürich, das Reiseziel bildete zunächst das Städtchen Lugano, und somit bedingte die direkte Richtung dieser Tour eine Fahrt über den St. Gotthard.

Von jeher hatte ich eine Reise in dieser Richtung geplant. Namentlich wenn beim Föhnwinde die Alpenkette recht deutlich und markirt ihre zackigen und charakteristischen Niesencontouren am Himmel auf hellblauem Hintergrunde in voller Klarheit zeigte, hatte sich meine bis dahin ungestillte Sehnsucht nach dem Süden stets aufs neue mit Mächtigkeit geregt. Jetzt war die Notwendigkeit einer solchen Alpenreise an mich plötzlich herangetreten und nun galt es, in aller Eile die notwendigsten Vorbereitungen für diese eigenartige Tour zu treffen.

In der vorgerückten Jahreszeit stand eine stundenweite Fahrt durch öde, unbewohnte und zudem etwas gefährliche Gegenden in Aussicht. Hatte doch schon einen Monat vorher (im Septbr. 78), wieder einmal ein äußerst verheerender Schneesturm auf der Uebergangshöhe und in den Hochtälern des österröhennten und bis in die neueste Zeit vielbegangenen Gebirgskammes getobt. Bei dieser Gelegenheit hatten ganz instruktionswidrig, zahlreiche eidgenössische Telegraphenstangen und Drähte das Zeitliche gesegnet, die lokalen Postverbindungen hatten mannigfache Störungen und Unterbrechungen erleiden müssen und mehrfach waren, wie stets bei derartigen Ereignissen, Menschenleben aufs höchste gefährdet worden.

Da diese zum mindesten recht unerwünschte Verkehrsromantik sich in der Regel mit dem Eintritt und mit dem Fortschreiten der rauhen Jahreszeit steigerte, war eine ziemlich beschwerliche Reise zu erwarten.

Vom herrlichsten Herbstwetter begünstigt trat ich meine Reise an, indem ich meine Wenigkeit nebst diversem Handgepäck zunächst der schweizerischen Nordostbahn zur Beförderung anvertraute und nun mit dem modernen, dampfenden und rauchenden Behälter auf glattem Eisenpfade gen Süden fuhr.

Durch anmutige Täler eilte die lange Waggonreihe der Zentralbahn zu. Bald war der kleinste Kanton der Eidgenossenschaft, der Kanton Zug mit seinem gleichbenannten malerisch gelegenen Hauptstädtchen erreicht. Letzteres noch vor einigen Jahrzehnten der Sitz einer berückichtigten und verrufenen mittelalterlich-barbarischen Rechtspflege, konnte mich weder durch seine historisch bedeutenden Altekämmer noch durch sein weltberühmtes spirituelles Kirchwasser zu längerem Verweilen reizen.

Nach kurzem Halt dampfte der Tram wieder in die wundervolle Landschaft hinaus. Links bot sich der Ausblick über den weiten, leisebewegten Spiegel des Zugersee, dessen unheimliche Tiefe durch das dunkele Kolorit seiner kühlen Flut hinreichend illustriert wurde.

Weit drüben jenseits der Wasserfläche zeigte sich die breite Bergmasse des Rigi und weiter im Süden begrenzten und krönten die imposanten Firnfelder und Gletschermassen der Zentralalpen in bleicher Färbung das in jeder Hinsicht romantische Panorama.

Einige Nonnen, jugendliche Lehrschwestern, waren in Zug eingestiegen und hatten in demselben Coupé Platz genommen als ich; ihr blühendes Aeußere und ihre muntere Redseligkeit bildeten einen grellen Gegensatz wider die schlichte und düstere Klosterkleidung. Wie mochten diese jungen, sonst durch strengen Zwang und strenges Formelwesen beengten Gemüther an diesem prächtigen Herbsttage die Reiselust in vollen Zügen genießen!

„Luzern!“ verkündete nach kurzer Fahrt und nach dem Passiren eines kühlen Tunnels, plötzlich die rauhe Stimme des Conducteurs. Die „schönstegelegene Stadt am schönsten See der Schweiz“ wird Luzern in den Reisebüchern genannt. Am See die eleganten Hotelbauten, Fremdenpensionen, Villen etc. etc., und auf den nahen Höhen mittelalterliche Festungsmauern und romantische Wachtürme. Dazwischen hier und da manche hervorragende architektonische Erscheinung, die in bemerkenswerter Weise ein Stück nationaler Kulturgeschichte repräsentirt oder, oft in drastischer Weise an eine entfernte Entwicklungsperiode der heimischen Kunstregungen erinnert.

Hinaus, auf den See steuerte jetzt der Dampfer, um seinen Kurs nach den klassischen Stätten der Urkantone zu nehmen.

Die Reisesaison mit ihrem Massenstromen lärmender und schaulustiger Vergnügungszügler war schon zu Ende; blasirte Modetouristen und jene barocken Typen der „Saison“, die Alt-England in auffallender Weise vertreten oder nachäffen, fehlten gänzlich auf dem Dampfer, und es bot sich eine ziemlich ungenirte und genussreiche Fahrt.

Einige schweizerische Soldaten, zumeist Leute von Schwyz und Uri, die von Waffenmusterungen oder Uebungskursen in voller Uniform und mit Wehr und Waffen zurückkehrten, bildeten die bemerkenswerthe Erscheinung auf dem Dampfer. Die Schweiz ist bekanntlich das einzige europäische Land, welches an Stelle des fehlenden Heeres eine allgemeine Volksbewaffnung zu setzen gewagt hat.

Auf dem Vorderdeck des Schiffes erinnerte ein ziemlich umfangreicher Postpaketwagen an das Ziel der Reise. Das genannte Fahrzeug gehörte dem Hauptpostamt Luzern und enthielt die Pakete, Wertsendungen u. s. w., die mit diesem Posttrain über den St. Gotthard hinweg zum sonnigen Süden befördert werden sollten.

Der Vierwaldstättersee mit seinen vielen Ausbuchtungen nach allen Richtungen hin und der überraschend vielseitige und bunte Wechsel der zumeist schroffen und großartigen Gebirgspartien an den Ufern bieten in ihrem allmählich zur Wirkung gelangenden Gesamteindruck einen unbergelichen Genuss.

Und wie mannigfach tauchen die historischen Erinnerungen an den Gestaden dieses See's auf. Wenn an den der pietätvollen Erinnerung geweihten klassischen Stätten die unverwiltliche nationalbegeisterte Volksjugend sich behauptet und die Gründungsperiode des schweizerischen Staatenbundes mit ihren hervorragenden Helden feiert, so gibt es dagegen an den Ufergeländen des See's auch Ortshäfen und Lokalitäten genug, die an die Schreckensperioden des Jahres 1798 und an den Untergang der alten Eidgenossenschaft erinnern.

Damit aber dem Erhabenen das Groteske und Komische nicht fehle, drängt sich hier auch jene winzige Ortschaft ins Gedächtnis, die Jahrhunderte hindurch eine eigentümliche und abgeforderte Stellung behauptete.

Schon in früherer Zeit erkaufte das am südlichen Abhange des Rigi, unmittelbar am schmalen Ufer gelegene Dörfchen Gersau sich die Selbständigkeit und anno 1359 wurde es in den „ewigen Bund“ der Eidgenossen aufgenommen, in dem es über ein halbes Jahrtausend verblieb und während circa vier Jahrhunderten ein autonomes Staatswesen bildete.

Dann kam die „Franzosenzeit“ und vernichtete neben manchem anderen Kuriosum auch dieses eigentümliche Staatswesen; die größte Merkwürdigkeit dieser Ortschaft überdauerte jedoch noch Jahrzehnte hindurch die alten Zustände und gewährte noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts eine eigentümliche Erscheinung.

Nach Schluß der Gersauer Ortskirchweih fanden sich nämlich in althergebrachter Weise von weit und breit herbeigeströmte Scharen ein, denen an anderen Orten ein öffentliches, fröhliches Beisammensein untersagt war. Gersau feierte seine „Ganner-Kilbi“ (Kirchweih).

Das zahlreich vertretene und vielfach gestaltete Kontingent der Vagabunden, Professionsbettler, Straßenräuber und Schelme, fand sich mit Kind und Kegel am Schluß der Ortskirchweih ein, um seine eigene „Kirchweih“ in Saus und Braus, mit Lärm und Geräusch, während dreier Tage ungestört feiern zu können.

Am vierten Tage durfte kein derartiges Individuum im Orte oder in dessen nächster Umgebung sich noch erblicken lassen, daher war die eigentümliche „Feier“ insofern ebenfalls hochinteressant, weil ihre Teilnehmer sich in der Regel zur rechten Zeit und in geschickter Weise entfernen mußten, um nicht den Schergen der heiligen Hermandad in die damals bedeutend unsanfteren Hände zu fallen.

Weiter rauschte der Dampfer auf dem von hohen Gebirgswänden eingefassten See, leichte Dunstschleier legten sich um die bis dahin deutlich sichtbar gewesenen Kuppen der Hochgebirge und ein mehr und mehr sich verstärkender Wind brauste durch das Seetal, um erst die Wasserfläche leicht kräuselnd, schließlich

im brausenden Fortissimo recht ansehnliche Wasserhügel an den steileren Partien der Uferfelsen emporzujagen.

Wir näherten uns dem Teile des See's, an dessen Gestaden die nationale Ueberlieferung sich am reichsten entfaltet und auch zugleich sich aufs ähste, trotz der Widerlegungen und vernichtenden Kritiken der kompetentesten Forscher, behauptet.

Die stürmische Witterung erschien mir als eine angenehme Beigabe zum Charakter dieser hochinteressanten Gegend.

Wenn Dunstgebilde und sturmgejagtes Gewölk die hochgelegenen, eleganten und imposanten Hôtel- und Pensionsbauten verbergen, wenn der Herbststurm die Fluten dieses See's aufwühlt und den Bergen und Felswänden eigentümliches Getöse zu entlocken scheint, wird unbedingt der romantische Effekt der Landschaft wesentlich erhöht werden.

Der Herbststurm mit seinem Zubehör verschleudert zumeist den bunten Troß der Modetouristen von den Ufergeländen dieses See's und ermöglicht somit in der Regel einen ungestörten und stimmungsvollen Genuß, wie ihn die Fahrt oder der Aufenthalt bei gewöhnlichen Verhältnissen und Umständen nicht immer gewährt.

Brunnen, der Hafen von Schynz und hoffnungsvolle Knotenpunkt der damals noch in Aussicht stehenden Gotthardbahn, war erreicht und veranlaßte einen längeren Halt des Dampfers, der hier Waren und Passagiere landete, dagegen aber für die Weiterfahrt auch eine Bereicherung seiner Deckstaffage erhielt.

Nah am Landungsplatze zeigte sich das alte Zollhaus mit seinen grellen, kunstlosen Fresken, die nur in etwas allzu markt-schreierischer Weise an die lokale Vorgeschichte erinnern.

Suit und Sweno, die angeblichen Begründer eines ersten Gemeinwesens in dieser Gegend sind kämpfend dargestellt und die unvermeidliche Darstellung des Rüttlichswures bildet die gesuchte Ergänzung.

Drüben jenseits der Seefläche, in der Nähe steilaufragender, gigantischer Felswände, ragt aus der Flut ein isolierter Felsen empor, der gleich einem von Menschenhänden gebildeten Monumente eine weithin sichtbare Inschrift in goldenen Lettern zeigt.

„Dem Sänger Tells, Friedrich Schiller, die Urkantone 1860“, melden die hier angebrachten Worte in schlichter Weise: kostspieligere Denkmäler wurden dem Denker und Dichter wol hier und da errichtet und mit mehr oder weniger salbungsvollen „Gelegenheitsreden“ enthüllt, keines dürfte auf den Beschauer den mächtig ergreifenden und unvergeßlichen Eindruck hervorbringen, wie der rauhe Fels mit der einfachen Inschrift an dieser erinnerungsreichen Stätte.

Weiter südwärts zeigt sich in idyllisch-romantischer Lage die Gründungsstätte der schweizerischen Unabhängigkeit, das Rüttli. Wenn auch kein imposantes Kunstwerk diese Lokalität schmückt und zielt, das Volk hält diesen Ort hoch in Ehren und nicht ohne Grund. Der Bundesschwur, der hier von einer entschlossenen, an Zahl geringen Manneschar in der Nacht vom 7.—8. Nov. 1307 geleistet wurde, bildete das Fundament, auf dem der schweizerische Staatenbund sich erhob und nahezu während eines halben Jahrtausends allen Stürmen und Erschütterungen trotzte.

Der Dampfer setzte sich wieder in Bewegung, und jetzt seinen Kurs südwärts nehmend, steuerte er mit voller Kraft gegen den mächtig aus dem Neufstale heranstürmenden Föhnwind, der nach und nach wieder zu einem heftigen Sturm ausartete.

Wellen und Wogen mit weißen, schaumbedeckten Kämmen zerschellten in unaufhörlicher Ergänzung an den felsigen Ufern, und das lärmende Geräusch, das diese Erscheinungen begleitete, fand eine Verstärkung durch das mächtige Brausen in den Lüften. Aus allen Gebirgsschlünden und Hochgebirgsklüften schienen die Luftmassen mit Gewalt hinauszufließen, um schließlich im verhältnismäßig engen Seetale mit den aufgeregten Fluten ein wechselndes Spiel zu treiben.

Der imposante Aegenstein mit seiner durch Tunnel und Felsgalerien sich hinziehenden Bergstraße bildete, vom Dampfer aus gesehen, eine gigantische Felswand, deren mannigfach durch einander gerüttelte und umgestülpte Gesteinschichten die deutlichsten Beweise von dereinstigen heftigen Erderschütterungen und Umwälzungen liefern.

Weiterhin zeigte sich endlich am selben Ufer und noch auf dem alten Flecke die Tellstapelle. Jetzt in neuer Herstellung und mit etwas verändertem Hintergrunde wieder errichtet, wird das schlichte, vom Volke mit Pietät, von den Touristen mit zudringlicher Neugierde betrachtete Bauwerk wol schwerlich noch den Effekt machen wie früher. Wenn in stimmungsvoller Betrachtung romantisch und poetisch angehauchte Besucher hier in

Zukunft verweilen werden, um sich mit ihren Ideen der historischen Vergangenheit, oder vielmehr der Volksfage zuzuwenden, werden sie mitunter unliebsam durch den grellen Pfiff einer oben am Bergabhange dahineilenden Lokomotive und durch das Rauseln und Poltern langgestreckter Waggonreihen in ihren Träumereien gestört werden.

Der Nachmittag war bedeutend vorgerückt als der Dampfer endlich beim Landungsplatze in Flüelen anlegte und seine Passagiere sozulagen an der Schwelle der Gotthardsstraße absetzte.

In Flüelen hätte ich eigentlich übernachten können, mich zog es aber mächtig gen Altdorf, zum Hauptort und Regierungssitze von Uri. Auf klassischem Boden wollte ich an diesem Abende mein Haupt zur Ruhe legen, um womöglich von der Vergangenheit und ihren mitunter freilich etwas recht zweifelhaften Vorzügen zu träumen.

Einige Herren, deren gespreiztes Benehmen und modern auffällige Garderobe meine Beobachtungslust anregte und deren mühsam affektirte englische Aussprache eine rücksichtslose Nichtachtung der elementarsten Ollendorfschen Sprachregeln bemerkte, stiegen in den nach Altdorf fahrenden Hötellomnibus ein, und ich beeilte mich, ihrem Beispiele zu folgen.

Die guten Leute waren sehr gebildet. Ihr Gespräch betraf die hohe Aristokratie im Norden, ferner die Koryphäen der Wissenschaft und Kunst, mit denen sie während der diesjährigen Saison in Berührung gekommen waren, und schließlich verirrten sie sich auf die Beurteilung von hochkünstlerischen Leistungen und edleren Spirituosen. Dann kamen Pferderennen, exaltirte Wetten, müßige Projekte und schließlich einige Hôtel- und Gasthausanekdoten in Erwähnung, und ich war mit meinen Schlussfolgerungen über die gesellschaftliche Stellung meiner Gefährten bald im Reinen.

Diese Herren waren reisende Kellner, hatten während der Saison selbstverständlich nur in „ersten Häusern“ servirt und eilten nun, mit den „feinsten Referenzen“ versehen, in Folge der Vermittlung eines Plazirungsbureau nach dem Süden, um dort wieder in den größten und glänzendsten Etablissements ihre Berufspflichten zu erfüllen.

Altdorf mit seiner aus Gyps geformten und mit Wasserglas überzogenen Tellstatue, mit seinem Tellsturm etc. etc., war bald erreicht, der Omnibus hielt, und die Herren Passagiere beeilten sich der drangvollen Enge dieses Wagens zu entinnen.

In herablassender Weise erteilten die eben erwähnten Reisegenossen dem Kondukteur die notwendigen Weisungen bezüglich der weiteren Unterbringung ihres Gepäcks, und entfernten sich dann in einer Haltung, in der ein hohes Selbstbewußtsein neben etwas steifen Bewegungen zu Tage trat.

Da diese reisenden Fremdlinge gleich den gefiedernten Sängern des Waldes mit dem Schluß oder mit dem Beginn der Saison vom Norden nach dem Süden oder auch umgekehrt alljährlich eilten, kanten sie die Lokalität hinlänglich und mochten schon wissen, wo sie den langen Herbstabend nach ihrer Weise am besten verleben konnten.

Ich lenkte auf gut Glück meine Schritte nach dem Hôtel zum Adler, um dort für mein bares Geld Speise, Trank und Logis zu begehren.

Man schrieb den 17. Oktbr. (78.); nicht bloß die Jahreszeit, sondern auch der Spätnachmittag war derartig vorgerückt, daß ich mich beeilte, noch bei dem Reste des Tageslichtes die stillen Gassen des Dorfes zu durchwandern.

Die wenigen und zudem unscheinbaren öffentlichen Gebäude des Ortes waren bald besichtigt; die Fensterladen und Pforten dieser Bauten, mit schwarz-gelb gestamten Anstriche, erinnerten, daß hier Uri das Hauptquartier des Machtbesizes ausübe und daß seine ehemals gefürchteten Banner hier aufbewahrt seien.

Südtlich wante ich mich ins freiere Terrain hinaus, um die Bergriesen der Umgegend besser bewundern zu können. Der Sturm hatte gänzlich aufgehört, eine laue, milde Luft säfchelte von Süden her und als sicherstes Anzeichen baldigen Regenwetters erschien die Luft derartig klar und durchsichtig, daß selbst die entfernteren Hochgebirgskuppen, Gipfel und Klämme bedeutend nähergerückt erschienen und ihre sonst weniger wahrnehmbaren Details jetzt scharfer hervortraten.

Im Süden präsentirte sich als mächtige Talsperre die imposante Pyramide des Brittenstockes (9466 Fuß Meereshöhe). Die unteren Gelände dieses Kolosses zeigten sich noch im dunkleren Kolorite des Mattengrüns, während die oberen Partien gleich dem Gipfel eine blendend weiße Schneedecke aufwiesen.

Leichte Nebelschleier bildeten sich in der Talniederung als

die Abenddämmerung mit ihren Schatten hereinbrach. Sie und da ertönte als Andachtsignal von den bewaldeten Vorbergen oder auch aus der Tiefe des Tales das Glöckchen einer Dorfkirche oder Waldkapelle, und Herden mit ihrem Schellengeläute heimkehrend vollendeten das Ensemble dieser interessanten Abendlandschaft.

Auch meine Benignität schritt endlich ins Dorf zurück, um das schützende Obdach ohne Verirrung zu erreichen. Durch eine Nebengasse meine Schritte lenkend, stand ich bald vor dem ersten Etablissement des Ortes, vor dem Hotel zum „goldenen Schlüssel.“

Drinne saßen beim splendiden Male und bei gefüllten Pokalen die Herren, die als erwählte Regenten die Geschichte Uri's lenkten. An jenem Tage hatten diese braven Funktionäre sich hier im Hauptorte des Kantons versammelt und nun beschloß eine gemeinsame Maßzeit die Feierlichkeit.

Daß in Uri noch ein gut Teil des patriarchalischen Regiments herrscht, zeigte der Umstand, daß der vor dem Etablissement sich befindende Landjäger und uniformierte Polizeidiener gar oft hinein-gerufen wurde, um mit den Herren da drinnen anzustößen. Wochte nun der oftmalige Lustwechsel, die Quantität des Genossenen, oder irgend eine ähnliche Bedingung auf den bewaffneten Vertreter der Obrigkeit eingewirkt haben — eines stand fest, daß er mehr und mehr, mit dem jedesmaligen Eintreten und Verlassen der gastlichen Räume, etwas von der Sicherheit seines Auftretens einbüßte und bald genug in bedenklicher Weise ins Schwanken geriet.

O, dieser Landjäger! Am anderen Tage führte uns die Tücke des Schicksals und meine Naivität bezüglich der passenden Auswahl eines günstigen Farplatzes für einige Stunden zusammen.

Im „Adler“ hatte man mir im zweiten Stock ein kleines

Zimmer angewiesen, dessen Fenster gerade die Aussicht auf den in geringer Distanz vor dem Gebäude sich erhebenden Tellsturm bot. Bald war das einfache Nachtmal beendet und mein gewöhnlicher Abendgenuß auf allen Wanderarten, eine regelrecht gestopfte Weiße, kam nun an die Reihe, um als letztes Labfal mich zu erquicken.

Die stille, verkehrlose Ortschaft stimmte mich an jenem Abend etwas melancholisch. Zudem hatte mich der Abschied von guten Freunden am Tage vorher, das Ungewisse und Unbehagliche einer zweifelhaften Zukunft und damals recht unsicheren Lebensstellung ein wenig niedergedrückt.

Es war kein Wunder, daß ich unruhige Träume und einen durchaus schlechten Schlaf hatte. Zechende Kantonsregenten, altertümlich gekleidete und ärmlich ausgestaffte Volkshelden wurden in meinen Träumen in wechselnder Reihenfolge von eleganten, hüpfenden und springenden Saisonkellnern abgelöst, denen sich schließlich mehr oder weniger benebelte Landjäger im bunten Reigen beigesellten.

Zuletzt glaubte ich mich auf der „Gannerkilbi“ und Bagabundenkirchweih von Gersau zu befinden, nur hatten alle Teilnehmer dieser geträumten Feierlichkeit vertauschte Ähnlichkeit mit diesem oder jenem angesehenen Manne, und dergleichen tolles Zeug häufte sich schließlich in ganz unverantwortlich respektswidriger Weise derartig an, daß ich endlich darüber erwachte und für den Rest der Nacht des Schlafes entbehrte.

Mit etwas bleichem, übernächtigen Gesicht begrüßte ich den folgenden Morgen und hoffte nun einen sofortigen reichen Genuß während der Fahrt über den St. Gotthard zu erleben.

(Fortsetzung folgt.)

Nach der Beurteilung. (Illustr. S. 260.) Ein inhalts- und folgen schweres Urteil ist soeben gefällt worden: Zwanzigjährige Zuchthausstrafe hat es über den Verbrecher verhängt, dessen großes Vergehen gegen die Satzungen menschlicher Gerechtigkeit schon aus den Fesseln hervorgeht, die man ihm anlegt, wie aus der ihm gemieteten polizeilichen Ueberwachung. Wer einmal einer Gerichtsitzung beigewohnt, die über einen so wichtigen Fall, wie den vorliegenden zu entscheiden hat, dem sind auch die verschiedensten und vielfach widersprechendsten Meinungen des zuschauenden Publikums bekannt. Während die einen schon von vornherein bereits in der Anklage die Beurteilung begründet finden, gibt es doch viele, welche Sympathien für den Angeklagten empfinden und deshalb für milde Beurteilung, wenn nicht gar für Freisprechung plädieren. Und vollends in dem Falle, der hier soeben seinen verhängnisvollen Abschluß gefunden. Der Angeklagte, wenn auch schon von Haus aus ein armer, so doch im übrigen kein schlechter Mensch, ist lediglich durch seinen Zorn ins Verderben gekommen. Schon mehrermale hat er sich durch Ausbrüche ungezügelter Wut bedenkliche Unannehmlichkeiten bereitet, aber immer ist er noch so „mit einem blauen Auge“ davon gekommen. Diesmal jedoch hat er, von der Leidenschaft fortgerissen, einen Todschlag verübt und zwar, was um so erschwerender für ihn, an einem jener Sicherheitsorgane, die wir unter den verschiedensten Beziehungen als Sicherheits-Wachtmann, Schuzmann, Gensdarm u. s. w. kennen, sie gemeinhin aber mit dem einfachen Namen Polizisten bezeichnen. Die Tat geschah, wie gesagt, nicht mit Ueberlegung, ja nach dem Begriffe mancher Leute war sie sogar ein Akt der Notwehr. Von dem nunmehr toten Sicherheitswächter wegen Anstiftung bei nachtschlafender Zeit arretirt, wurde er von diesem unter allerhand Prüfen und Stößen nach der Wache geführt, setzte sich aber unterwegs gegen diese Behandlung zur Wehre, der Beante „zieht blank“, ein Dieb nach ihm und schon sinkt ersterer von einem Messerstich getroffen tot zu Boden. Das war noch etwas mehr als eine Aufsehnung gegen die Staatsgewalt, an mildern Umständen war daher bei den Richtern nicht zu denken; der Staatsanwalt hat sogar in langer und glänzender Rede „schlagend“ nachgewiesen, wie nötig es sei, einmal ein Exempel zu statuieren. Dem haben nun auch die würdigen Herren Richter entsprochen und das schwerste Strafmaß verhängt. Wie dies Urteil vom Publikum aufgenommen wurde, zeigt unser Bild nur zu deutlich. Der greise Vater wie das Weib des Verurteilten sind hart getroffen und nur zu sehr von der Schande überzeugt, die dadurch zeitweilig über sie gekommen, denn der Ausspruch, der bloße Gedanke, daß der Sohn, der Mann, der Vater im Zuchthause sitzt, genügt in ihrem Heimatsorte und Umgebung, um auch sie dauernd als von einem Makel belastet zu betrachten. Das zeigt so recht klar links der verächtliche Blick des bekränkten behäbigen Schuhmachermeisters, aus dem unleugbar zu lesen ist: „dieses Paär ist doch von vornherein zu nichts Gutem in der Gesellschaft nütze und verdient gänzlich ausserrottet oder doch mindestens samt und sonders ins Zuchthaus gesperrt zu werden.“ Anders denken die beiden Arbeitsgenossen des Verbrechers, da vorn an der Barriere. Sie kennen und bedauern ihn und würden ihn sogar freigesprochen haben, wenn sie mit der Funktion des Aburteilens betraut worden wären. — Diese verschiedenen Stimmungen hat auch der Künstler sehr

scharf charakterisirt und man braucht nur die Mienen der hintenstehenden Personen zu betrachten, um die Gefühle, welche sich hier pro oder contra regen, zu erkennen. Julius Geertz, ihm verdanken wir das Bild, wurde am 21. April 1837 in Hamburg geboren, und erhielt dort, in Karlsruhe und in Düsseldorf, wo er sich schließlich ganz niederließ, seinen Unterricht in der Malerei. In Paris 1857 und in Holland, wo er die Meister des 17. Jahrhunderts studirte, hielt er sich 1864 auf. Seine Stärke ist das Genre, und seine Bilder zeigen, daß er das Leben scharf beobachtet und kennen gelernt. Dafür dürfte denn auch das Bild, welches wir heute unsern Lesern vorgesetzt, sprechen. nrt.

Der Uhu als Lockvogel. (Illustr. S. 261.) Wie der Fürst-Reichszkanzler unter den Politikern der „bestgehaßte“ Mann zu sein behauptet, so ist der Uhu, der Schuhu, Buhu, Buhua, Auf, Gauh oder wie der wilde Gesell nun heißt, der am meisten gehaßt unter den Vögeln und zwar wird ihm nicht nur Haß entgegengebracht von den Schwächeren, die oft seine Kampflust fühlen müssen, auch die Verwandten seines Stammes sind erboßt über ihn und suchen ihm die und da etwas am Zeuge zu flicken. Dieser Umstand mag nun Veranlassung gewesen sein, daß sich bei der stürmischsten der neuesten Reichstagsdebatten der Leiter der deutschen Politik mit einem „Auf“ verglich, ob mit Glück wollen wir hier nicht untersuchen. Für uns genügt es zu wissen, daß der Uhu da, dem diese Ehre zuteil wurde, von den Jägern eingefangen und angefesselt wird, und die auf ihn wütenden andern Vögel heranlockt, welche der schlaue Jäger nun mit Leichtigkeit erlegen kann. Anstatt ihren Haß und ihre Rache an dem gefährlichen Räuber auslassen zu können, werden sie einfach die Beute eines dritten Stärkeren und gehen elend zugrunde. Man sieht, boshafte Menschen können leicht aus dem oben genannten fürstlich-bismarckschen Vergleich malitiose Schlüsse ziehen oder gar noch bedenklichere Zusammenhänge machen. — Genug, unser Uhu ist die größte aller Eulen, wird über 2 Fuß lang und 5 Fuß breit. Der Fittig mißt 16, der Schwanz über 10 Zoll. Sein ebenso reiches wie dichtes Gefieder ist auf der oberen Fläche dunkelrostgelb und schwarz gestreift, auf der Unterfläche rostgelb und schwarz gestreift. Die hier durch die eigentümliche Stellung wenig sichtbaren Federrohre sind schwarz, auf ihrer Innenseite gelb eingefärbt. Die Kehle ist heller gefärbt; die Schwungs- und Schwanzfedern sind abwechselnd mit gelblichen und braunen Punkten gezeichnet. Jede Feder hat schwarzen Schaft und ist mit schwarzen Querstreifen versehen. Der scharfe Schnabel ist dunkelblaugrau, das Auge von prachtvoller goldgelber Farbe und am äußern Rande rötlich. Männlein und Weiblein sind nur in der Größe verschieden. Verbreitet ist seine Familie wol über die ganze Erde, namentlich kommt er in Europa überall vor, wo sich sein Lieblingsterrain, Felsen und große Wäldungen, vorfinden. Am liebsten hält er sich an Felswänden in großen Wäldern auf. Den Menschen als seinen gefährlichsten Feind, fürchtet er; auf Tiere und selbst große, wie Rehe und Hirsche, macht er Angriffe oder verteidigt sich doch gegen etwaige Angriffe ihrerseits mutig und erfolgreich. Des Nachts, wo er erst so recht ausfliebt, ist er gegen seine Feinde immer vorsichtig, aber auch des Tags, wo er selten sichtbar ist. Seine den

Felsen und der Baumrinde sehr ähnliche Farbe kommt ihm hierbei trefflich zustatten. Wenn er aber doch von diesem oder jenem Singvogel wargenommen wird, fängt dieser einen mächtigen Skandal an, der seine Genossen wie alle übrigen besiedelten Feinde dieses Nachtvogels herbeilodt, um sich an der Verfolgung desselben zu beteiligen. Am Tage schläft er mit halboffenen Augen, doch weckt ihn das leiseste Geräusch. Mit Einbruch der Nacht beginnt seine Jagd, wobei ihm seine sehr scharfen Augen, sein scharfes Gehör und leiser Flug trefflich unterstützen. Durch Beobachtungen ist festgestellt worden, daß er Kaninchen, Hasen, Enten, Auer-, Birk- und Rebhühner und Gänse angreift, sie tötet und verzehrt; selbst die spizen Stacheln des Igels vermögen ihn nicht zu schrecken. Mäuse und Ratten bilden aber seine Hauptnahrung und dadurch wird er für den Menschen zu einem der nützlichsten Geschöpfe. Das ist aber auch mit seinen Verwandten der Fall. So wird von kundigen Beobachtern behauptet, daß ein einziger Steinkauz in einem Jahre mindestens 1500 Stück Mäuse vertilgt. Wie gefräßig die Eulen sind, dafür einige Beispiele. Zunächst fressen oder würgen sie vielmehr ihre Beute buchstäblich mit Haut und Haaren hinunter und verschlucken auch die Klauen mit. Knochen, Haut, Haare und Federn ballen sich nach der Verdauung im Magen zu Kugeln zusammen und werden unter den sonderbarsten Bewegungen ausgespien. So fand ein Forscher bei der Untersuchung von 706 solcher von der Schleiereule ausgespienen Bälle Ueberreste von 16 Fledermausen, 240 Mäusen, 693 Wühlmäusen, 1580 Spitzmäusen, 1 Maulwurf und 22 kleinen Vögeln; in 210 solcher Gewölle des Waldkauzes fand er Reste von 1 Hermelin, 48 Mäusen, 296 Wühlmäusen, 1 Eichhörnchen, 33 Spitzmäusen, 48 Maulwürfen, 18 kleinen Vögeln, 48 Käfern one die unzählbaren Mollusken. In 25 solcher ausgespienen Bälle der Waldohreule fanden sich Reste von 6 Mäusen, 35 Wühlmäusen und 2 Vögeln; in 10 Gewölle des Käuzchens 10 Waldmäuse, 1 Spitzmaus und 11 Käfer. Unser Uhu verzehrt nun noch, wie oben schon bemerkt, mit großer Vorliebe Hasen und so wird denn berichtet, wie man einst im Röhrich einen Uhuhorst gefunden habe, um den herum die Reste von Hasen, Enten, Reb- und Bleßhühnern, Ratten, Mäusen, Igeln u. s. f. gelegen hätten und zwar sei von den Alten für ihre Jungen von dem Götter soviel herbeigeschafft worden, daß eine Bauernfamilie auch noch davon wochenlang Fleisch zu essen gehabt hätte. Das Bäuerlein war täglich hingegangen und hatte sich einen Teil der frischen Beute des Uhu angeeignet. — Die Paarungszeit ist in den ersten Monaten des Jahres, meist im März, wo die Alten sich durch besonders großen Skandal bemerkbar machen. Das Männchen soll ein ebenso liebevoller und zärtlicher Gatte, wie das Weibchen eine besorgte Mutter sein. Erstes verteidigt letztere wie die Jungen auf das mutvollste und sorgt während dem Brutgeschäft für reichliche Nahrung. Die Jungen werden förmlich überfüttert. Der Horst ist sehr einfach, am liebsten nehmen sie das fertige und verlassene Nest eines Raben oder schwarzen Storches. Auch gegen gefangene Genossen ist der Uhu ein geselliger Kamerad, der reichliche Unterstützung spendet, wie folgende Geschichte beweist. Ein Oberförster hatte einen Uhu gefangen und merkte eines Tages, wie sich in der Nähe seiner Wohnung ein anderer wilder einstellte. Er setzt den gezähmten gefesselt ins Freie, der wilde gesellt sich hinzu und füttert von Stunde an jede Nacht seinen gefangenen Kollegen und bringt ihm innerhalb 4 Wochen 3 Hasen, 1 Wasserrette, unzählige andre Ratten und Mäuse, 1 Elster, 2 Drosseln, 1 Biedehopf, 2 Rebhühner, 1 Kiebitz, 2 Wasserhühner und eine Wildente. Und so werden noch ähnliche Fälle von verschiedenen Seiten erzählt. Man hat auch junge Exemplare in der Gefangenschaft aufgezogen. Besonders zahm und gesellig werden sie in diesem Zustande aber nicht, und sie sind auch gegen den, der ihnen täglich das Futter bringt, ebenso wütend wie gegen jeden andern, der sich dem Käfig naht. Seinesgleichen läßt er jedoch in Frieden, während schwächere Vögel von ihm unbarmherzig aufgefressen werden. Was sie überhaupt mit ihren Krallen gepackt, entweicht ihnen, wenn es nicht stärker ist, nicht wieder und ist unrettbar verloren. — Was das gesamte Gulgengeschlecht für eine Rolle in der Sage gespielt, was ihm namentlich der Aberglaube angedichtet, ist sehr interessant, kann jedoch hier nicht erörtert werden und gibt vielmehr Stoff zu einer andern interessanten Arbeit. Daß dieser „bestgehafter“ und vielfach verabschiedete Gefelle auch seine guten Seiten hat, wird vorstehende Skizze aber schon deutlich genug zeigen.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Fortschritte in der elektrischen Beleuchtung. Man erinnert sich, wie der Streit zwischen den Vertretern der Gasbeleuchtung und dem elektrischen Licht in letzter Zeit, namentlich seit den Erfindungen Edisons, hin und her geschwankt und wie namentlich die bei Gas-Aktien-

Gesellschaften mit Kapital beteiligten Unternehmer resp. deren Wortführer dem neuen Beleuchtungssystem durch Elektrizität keine günstige Zukunft prophezeit haben. Man verteidigte auch hier, was man in seinem eigenen Interesse gern erhalten möchte. Doch scheint der neue Konkurrent sich um diese schönen Wünsche nicht besonders zu kümmern, wie folgende Nachricht zeigt. Die amerikanische „Brush Electric Light Company“ hat nämlich den städtischen Behörden von Cincinnati das Anerbieten gemacht, die elektrische Beleuchtung der Straßen und Plätze zu einem Preise zu übernehmen, der 25% niedriger ist, wie der für die Gasbeleuchtung gezahlte Betrag. Die genannte Gesellschaft will Türme errichten, die 60 Meter hoch, in ähnlicher Weise wie Leuchttürme durch elektrische Lampen ein Licht von 16 000 Kerzenstärken ausstrahlen. Um aber eine gleichmäßige Beleuchtung zu erzielen, sollen außerdem noch in den Straßen auf 23 Meter hohen Pfosten elektrische Lampen angebracht werden, welche je ein Licht von 2000 bis 4000 Kerzenstärken verbreiten und die zu diesem Zwecke projektierten dynamoelektrischen Maschinen sollen eine Leistungsfähigkeit von 200 000 Kerzenstärken besitzen. Geradlinige Straßen, wie die in amerikanischen Städten sind der Ausführung eines solchen Unternehmens günstig. Welche Vorteile das elektrische Beleuchtungssystem für Fabrikale besitzt, ist bekannt, ebenso für Theater und Unterhaltungssäle. In einer Spinnerei zu New-Jersey sind 578 Gasbrenner durch 71 edisonische Lampen ersetzt worden. Neuerdings versucht man nun bereits die elektrische Beleuchtung beim Bergbau einzuführen. Welche Fortschritte dies gerade hier, wo durch die Delbeleuchtung beständige Explosionsgefahr vorhanden ist, zeitigen würde, liegt klar zu Tage. Auch zur Beleuchtung der Schiffe fängt man an die neue Beleuchtungsweise anzuwenden, und in Frankreich will man Versuche damit im großartigen Maßstabe zur Beleuchtung der Küsten anstellen.

Sprechsal für jedermann.

Noch einmal das „Haus in Bewegung“. Herr Jakob Reef in Omaha, Staat Nebraska, schreibt uns unterm 2. Januar: In Nummer 2 der „N. W.“ befindet sich eine Abbildung nebst Schilderung eines Häusertransportis in Amerika, nach v. Hübnar. Zeichnung und Schilderung entsprechen so ziemlich der Wahrheit; nur daß auf dem Bilde wol etwas zu viel Zuschauer angebracht sind, da das Transportieren von Häusern in Amerika etwas so alltägliches ist, daß das Publikum nicht mehr darauf achtet, als auf jedes andere alltägliche Geschäft. So vergeht z. B. hier in Omaha auch nicht eine Woche, daß nicht in irgend einer Straße ein oder zwei Häuser am Wandern sind. Daß die Bewohner des Hauses während des Transportis nicht ausziehen und in demselben so fortleben, als ob das Haus noch ruhig auf seiner früheren Stelle stünde, ist nicht nur natürlich, sondern auch weniger waghalsig, als sich vielleicht mancher denken mag. Da sich fast ausschließlich in jedem Hause ein Klavier und eine Nähmaschine befinden, das erstere aber meistens mehr als die letztere in Arbeit ist, so kommt es natürlich auch sehr häufig vor, daß aus den offenen Fenstern des wandernden Hauses die Töne eines Klaviers herabdringen, wobei der gemüthliche Yankee auf dem Balken in seinem Schaukelstuhle sitzt und Zeitung liest, dabei sich nicht mehr um das Fortbewegen seines Hauses bekümmert wie der Mann im Monde um die Politik Bismarcks. Das Transportieren von Häusern ist hier sozusagen zu einem regelrechten Handwerk geworden. Diese Häusertransportierer vollbringen ihre Arbeit so geschickt, daß die Insassen des Hauses wol kaum spüren, daß sich das Haus fortbewegt. Daß Häuser von 50 Fuß im Quadrat und 2—3 Stockwerk hoch oft $\frac{1}{2}$ Stunde und weiter transportiert werden, ist nichts außergewöhnliches. Ist das Haus zu groß, um es zu transportieren, so wird es an geeigneter Stelle vom Dache herunter durchgeschnitten und in zwei Theile transportiert, worauf es an seinem Bestimmungsorte angelangt wieder zusammengefügt wird. Der erfindungsreiche Yankee benutzt aber auch noch andere Wege, als auf dem Bilde angegeben ist, um seine Häuser zu transportieren. So wurde vor kurzem ein, einer Eisenbahnkompagnie gehöriges Haus, das $1\frac{1}{2}$ Stockwerk hoch ist und 35 Fuß im Quadrat auf folgende Art transportiert: Das Haus wurde an den 4 Ecken mit Schrauben ungefähr 5 Fuß tief hinaufgeschraubt, dann vom Eisenbahngleise nach dem Hause der Grund in schräger Richtung so tief abgetragen, daß, nachdem man in diesen Einschnitt die Schienen gelegt hatte, ein Eisenbahnwaggon unter das Haus fahren konnte. Dann wurden die Schrauben heruntergedreht, so daß das Haus auf den Waggon zu stehen kam, eine Lokomotive wurde davorgespannt, und nun ging es mit seinen Insassen dem etwa 2 Stunden entfernten Bestimmungsorte zu, und dort wurde das Haus wieder aufgestellt. Die ganze Arbeit hatte etwa 12 Stunden gedauert.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fortf.) — Die Einföhrung der warmen Getränke in Europa. Kulturgeschichtliche Skizze von H. S. (Schluß.) — Die Berufstätigkeit der Juden in Deutschland und Rußland. Von E. Lübeck. — Meine erste Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Fortschritte in der elektrischen Beleuchtung. — Sprechsal für jedermann: Noch einmal das „Haus in Bewegung“.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. W. Dieß in Stuttgart.